



Dr. Arthur Schurig

Der junge Heinse

Druck von Mänicke & Jahn in Rudolstadt

Arthur Schurig

Der junge Heinse

München und Leipzig
Verlegt bei Georg Müller 1912

Nachträge

Zu S. 10: Ein Exemplar von 13 in der Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg. (L. 1286 d. 8°.)

Zu S. 18: 67. Edmund Rieß. Wilhelm Heinses Romantechnik. Weimar, Alexander Duncker, 1911. 8°, 8 (unnum.) + 108 + 1 Seiten. (Forschungen z. neueren Literaturgesch., hsgb. v. Franz Muncker, XXXIX.)

68. Walther Brecht. Heinse und der ästhetische Immoralismus. Zur Geschichte der italienischen Renaissance in Deutschland. Nebst Mitteilungen aus Heinses Nachlaß. Berlin, Weidmann, 1911. 8°, XVI + 195 Seiten.

69. Arnold Winckler. Heinses Briefe aus der Düsseldorfer Gemäldegalerie. 1776—1777. Mit einer Skizze der deutschen Geniezeit, des Lebens und der Werke Heinses und einer Entwicklungsübersicht der ästhetischen Grundbegriffe im XVIII. Jahrhundert. Leipzig, Edmund Schmid, 1911, 8°, 203 Seiten.

Zu S. 20: Nummer 6 ist zu streichen.

Zu S. 28, Zeile 13: Johann Georg Caspar Gleichmann und Johann Christian Ernst Linck.

Zu S. 43, Zeile 3 v. u.: Georg Melchior Kraus.

Zu S. 47, Zeile 4 v. u.: Philipp Karl Diehle.

Zu S. 64: Graf Samuel Schmettau ist ein Bruder des als Kommandant von Dresden während des siebenjährigen Krieges berüchtigten friderizianischen Generalleutnants Karl Christoph Graf von Schmettau.

Zu S. 68, Anmerkung 199: noch zu nennen: Joh. Sembritzki, Freiherr v. d. Goltz oder Scheffner? (Euphorion 16, S. 716—732.)

Zu S. 94, Zeile 4 v. u. lies: „übervoll" statt „überall".

Zu S. 110, zu Anmerk. 355: Neuerdings hat Walter Brecht (Heinse S. 47 ff.) nachgewiesen, daß Heinse besonders des Grafen Choiseul-Gouffier bekannte Voyage pittoresque de la Grèce (1782) benutzt hat.

✿

Der Studie liegt noch ein Druckfehlerverzeichnis bei.

✿

Niedergeschrieben im Herbst 1909, abgeschlossen am 27. Januar 1912, Hosterwitz bei Dresden, Berghaus.

✿

Friedrich von Oppeln-Bronikowski

in

Verehrung und Freundschaft

gewidmet

Vorwort

Wilhelm Heinse lebt in eigentümlicher Weise nach. Als er am 22. Juni 1803 einsam in Aschaffenburg starb, fand es keiner seiner Zeitgenossen für nötig, den Nachruhm dieses Dichters mit einer Darstellung seines schlichten Lebens und einer Würdigung seiner Werke einzuleiten. Teilweise mag die Schuld an den politischen Verhältnissen gelegen haben. Der Zusammenbruch des seiner Vernichtung würdigen alten deutschen Reiches lastete im Voraus auf den Gemütern. Napoleon stand vor den Toren und mit diesem Phänomen eine neue Zeit. Offenbar war aber Heinse bereits halb vergessen. Populär ist er ja niemals gewesen, weder bei Lebtag noch heute. Mehr als seine cent lecteurs – um diese Worte eines ihm in mancher Hinsicht wesensverwandten Franzosen auf ihn zu übertragen – hat selbst sein Ardinghello kaum je gehabt. Um so sicherer aber besitzt er diese immer wieder, was man von wenigen Büchern des XVIII. Jahrhunderts behaupten kann. Wer liest heute zu seinem Vergnügen Wieland?

In den ersten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts erinnerten sich die Romantiker des Ardinghello, weniger im großen Publikum als unter den Schaffenden, die nach Anregung suchten.[1] Man hat Heinses starken Einfluß auf H. W. Wackenroder, Ludwig Tieck, Friedrich Schlegel, Friedrich Hölderlin,[2] Clemens Brentano[3] und andere nachgewiesen. Bei Novalis

---

[1]) Vgl. R. Haym, Romantische Schule, Berlin, 1870, S. 120, 132, 298 ff. usw. Nehrkorn, Wilhelm Heinse und sein Einfluß auf die Romantik. Dissertation, Göttingen, 1904.

[2]) Reuß, Heinse und Hölderlin. Dissertation, Tübingen, 1906.

[3]) Brentano versuchte 1809 seinen Verleger Zimmer zu einer Heinse-Ausgabe zu veranlassen, vgl. H. W. B. Zimmer, J. G. Zimmer und die Romantiker, Frankfurt a. M., 1888, S. 191.

ist er wahrscheinlich. In Verbindung mit diesem wiedererwachten Interesse erschien 1821 der erste Neudruck jenes Romans.

Die nächste Literaturströmung, das junge Deutschland, sah in Heinse einen Vorläufer.[4] Gutzkows Wally geht auf Schlegels Lucinde zurück, aber die freie Liebe hatte ihr Evangelium längst im Ardinghello. Es ist bedeutungsvoll, daß die erste Gesamtausgabe der Werke Heinses den Namen Heinrich Laubes auf dem Titel trägt. An der Redigierung des Textes hatte er allerdings keinen Anteil;[5] der Verleger trat erst an ihn heran, als die Ausgabe beinahe fertig vorlag, aber wir verdanken ihm den ersten literarhistorischen Versuch über Wilhelm Heinse. Laube war damals in Muskau inhaftiert und nahm den Auftrag zunächst als Brotarbeit an, interessierte sich aber sehr bald lebhaft dafür. Vor ihm hatte nur Heinses Freund Sömmerring kurz nach des Dichters Tode biographische Nachforschungen begonnen, aber allzubald wieder mit geringen Ergebnissen eingestellt.[6] Fünfunddreißig Jahre lagen nunmehr bereits dazwischen. So dürftig das ihm zur Verfügung gestellte Material auch war: Laube fand sich im Wesen und Wollen Heinses instinktiv zurecht, sodaß seine Studie noch heute zu dem besten gehört, was überhaupt hierüber geschrieben worden ist.

Weitere vierundvierzig Jahre später (1882) erschien die erste Monographie über Heinse. Der Name ihres Verlegers, Wilhelm Friedrich in Leipzig, verrät den Zusammenhang mit dem Zeitgeist. Ein neuer Sturm und Drang wühlte die deutsche Literatur um; Heinses Namen kam zu neuen Ehren, abermals vornehmlich unter den Schaffenden.[7]

Als die Eklektiker und Ästheten den Realismus vom Throne der Mode stürzten (um 1900), stieg auch der alte Wilhelm Heinse wieder pünktlich aus seinem Grabe.[8] Seine Zeitgenossen hatten nicht geahnt, wie viel-

---

[4]) Otto Mayrhofer, Gustav Freytag und das junge Deutschland. Dissertation, Marburg, 1907.

[5]) H. H. Houben in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1908, Nr. 26, S. 205.

[6]) Schnorrs Archiv X, S. 378 ff.

[7]) Spanier, Vom alten und neuen Sturm und Drang, Berlin, 1896. Carl Gustav Vollmöller, Die Sturm- und Drangperiode und der moderne deutsche Realismus. Berlin, 1897.

[8]) Albert Geiger, Ein Sehnsuchtsroman. Literarisches Echo V (1902/03), S. 103 ff. Wilhelm Weigand, Glossen zum Neudruck des Ardinghello, abgedruckt im Insel-

seitig er war. Den Bedürfnissen verwöhnter Stimmungsmenschen treu, widmete man ihm und seinen hundert Lesern eine neue Gesamtausgabe in würdigstem Gewande.[9] Man übersah dabei, daß sein Bacchantentum bisweilen die Barbarei streift.

Auch diese Strömung verflutet und, gerufen durch die im angehenden XX. Jahrhundert unerträglich gewordene Prüderie und geschlechtliche Verlogenheit, regt sich leidenschaftlicher Protest. Eine kleine Schar, immer wieder Schaffende, sucht nach Aposteln der gesunden ehrlichen Sinnlichkeit.[10] Heinses Name glänzt auch hier auf den Fahnen.

Bei alledem wird ihn niemand unter die Klassiker rechnen. Er war einer der Unproduktiven, aber vielleicht ist es gerade die unerschöpfliche Fülle des Unvollendeten in ihm, die ihn immer wieder zum Anreger der Jungen und Jüngsten macht.

Abseits von jedweder literarischen Führerschaft und ohne innerliche Beziehungen zu Heinse[11] hat sich 1892 ein zweiter Biograph eingestellt,

---

Almanach von 1906. Felix Poppenberg, Heinse als Vorläufer, abgedruckt im Insel-Almanach von 1908.

[9]) Jakob Minor begrüßt diese Ausgabe (in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, 165. Jahrg., 1903, II, 736) mit den Worten: „Es ist kein Zufall, daß uns die neue Ausgabe Heinses von dem hochmodernen Verlag der Insel und in so luxuriöser Ausstattung beschert wird, wie sie nur den Gelesensten unter den Modernen, nimmermehr aber einem Klassiker zuteil wird. Einer Zeit, die nach Renaissance-Menschen oder Vollmenschen sucht, die sich jenseits von Gut und Böse zu stellen trachtet und die Lex Heinze durch den Goethe-Bund bekämpft, muß der Dichter des Ardinghello eine ebenso willkommene Persönlichkeit sein, wie er es einstmals den Jungdeutschen war, als sie die Emanzipation des Fleisches verkündeten. Es ist erstaunlich, wie fremd uns heute Wieland anmutet, von dem Heinse ja ursprünglich ausgegangen ist. Wir vertragen diese Mischung von Frivolität mit Moral und Philosophie nicht mehr. Heinse dagegen, dem der Sinn für das, was man Moral nennt, ganz fehlt, erscheint uns um so wahrer und natürlicher, ja sogar sympathischer, je weniger er sich heuchlerisch um die Moral bemüht. So unglaublich vom moralischen Standpunkt alles das ist, was er uns mehr noch in der höfischen Gesellschaft der Hildegard von Hohenthal als unter den zügellosen Renaissance-Menschen des Ardinghello zumutet, so können wir doch dem pracht- und kraftvollen Sinnesmenschen nicht gram werden. Er behält sein Recht wie jede wahre Natur, die sich edel und ehrlich ausspricht."

[10]) Benno Rüttenauer, Wilhelm Heinse in Düsseldorf. Die Rheinlande, Aprilheft 1908.

[11]) Rödel gesteht (S. 212): „Ganz ein Kind seiner Zeit, steht Heinse uns heute fremd gegenüber."

Richard Rödel. Wenn der erste, Johann Schober, das Verdienst hat, einiges Licht über das Tatsächliche des im Halbdunkel liegenden Lebens Heinses zu verbreiten,[12] so ist es das des zweiten, das bis dahin vorhandene Material übersichtlich zusammengestellt zu haben. Eine „umfassende und abschließende, allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biographie fehlt noch",[13] vor allem eine kongeniale.

Zum Verständnis des Dichters haben inzwischen viele beigetragen, allen voran: Carl Schüddekopf. Die Heinseforschung heftet sich im übrigen an die Namen: Hermann Hettner, Heinrich Pröhle, Hans Müller, Eduard Grisebach, Bernhard Seuffert, Karl Detlev Jessen und Emil Sulger-Gebing. Wie man mir mitteilt, veröffentlicht auch Walther Brecht demnächst eine Heinsestudie.

Im Folgenden wird versucht, die Jugendgeschichte und die Entwicklung Wilhelm Heinses bis zu seiner ersten persönlichen Berührung mit den Stürmern und Drängern (1774) darzustellen. Der Verfasser hat die Absicht, dem Leben des Dichters eine größere Arbeit zu widmen.

---

[12]) Besprochen von Jakob Minor in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, 1882, Nr. 38.

[13]) Sulger-Gebing, S. I.

Literatur

A. Von Heinse.[14]

Wilhelm Heinse. Sämtliche Werke. Herausgegeben von Carl Schüddekopf. Erschienen im Insel-Verlag. [1903—1910.] 8⁰, 10 Bände.

Inhalt der einzelnen Bände:

I. Einleitung. Gedichte. Aufsätze aus dem Thüringischen Zuschauer. Dialoge. [Noch nicht erschienen.]
II. Die Begebenheiten des Enkolp. Die Kirschen. Erzählungen.
III. Erste Abteilung: Laidion. Kleine Schriften I.
Zweite Abteilung: Kleine Schriften II.
IV. Ardinghello und die glückseeligen Inseln. [In zweiter Auflage mit vermehrtem kritischen Anhange erschienen.]
V. Hildegard von Hohenthal. Erster und zweiter Teil.
VI. Hildegard von Hohenthal III. Anastasia und das Schachspiel.
VII. Tagebücher von 1780 bis 1800.
VIII. Aphorismen aus dem Nachlaß. [Noch nicht erschienen.]
IX. Briefe. Erster Band.
X. Briefe. Zweiter Band. Register zu den Briefen.

---

[14]) Genaue bibliographische Angaben über die Erstausgaben der Schriften Heinses findet man in den kritischen Anhängen zu den einzelnen Bänden der Insel-Ausgabe. Von den Handschriften der Heinseschen Werke ist nur die der Kirschen erhalten (im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar). Originale von Heinseschen Briefen bewahren das Gleim-Archiv, die K. Bibliotheken zu Berlin und Straßburg, sowie die Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M., woselbst auch Heinses handschriftlicher Nachlaß liegt. Leider sind von 82 Nummern 24 wahrscheinlich durch Hermann Hettner verloren gegangen.

Wahrscheinlich wird 1911 noch ein Ergänzungsband erscheinen.
Zitiert: Heinse.

2. Das befreyte Jerusalem von Torquato Tasso. Erster (Zweiter, Dritter, Vierter) Band. Mannheim 1781. Im Verlage der Herausgeber der ausländischen schönen Geister.

8⁰, 4 (unnum.). + 48 + 309, 341, 285 und 375 + 1 Seiten.

Die in der K. öff. Bibliothek zu Dresden vorhandenen beiden Exemplare haben untereinander kleine Verschiedenheiten in den Titelblättern.

Nachdruck: Zürich, 1782, 2 Teile, 8⁰.

3. Roland der Wüthende, ein Heldengedicht von Ludwig Ariost dem Göttlichen. Aus dem Italiänischen aufs neue übersetzt von Wilhelm Heinse. Erster (Zweyter, Dritter, Vierter und letzter) Theil. Hannover, im Verlage der Helwingschen Hofbuchhandlung, 1782 (1783).

8⁰, (insgesamt, durch alle vier Bände durchgezählt) 1219 + 1 (Nachricht) Seiten.

Exemplar in der K. öff. Bibliothek zu Dresden.

4. Musikalische Dialogen. Herausgegeben von J. F. K. Arnold, Doktor der Rechte und außerordentlicher Lehrer der Philosophie. Altenburg, in Commission bei C. F. Petersen, 1805.

8⁰, 238 Seiten.

Später mit neuen Titelblättern:

Musikalische Dialogen. Oder: Philosophische Unterredungen berühmter Gelehrten, Dichter und Tonkünstler über den Kunstgeschmack in der Musik. Ein Nachlaß von Heinse, Verfasser des Ardinghello und Hildegard von Hohenthal. Leipzig 1805 bei Heinrich Gräff.

Beide Ausgaben sind im übrigen identisch.

Exemplar in der K. Bibliothek Berlin, ebenso in der Leipziger Stadtbibliothek.

Zitiert: Dialoge.

5. Bibliothek der elenden Scribenten ... Erstes Stück. Frankfurt und Leipzig, 1769. 8⁰, 22 (unnum.) + 44 + 14 (unnum.) S.

Exemplar in der Univ.-Bibliothek zu Halle, ebenso in der Leipziger Stadtbibliothek.

Darin vermutlich von Heinse: (S. 13 – 22) „Der Antikritikus ...“ und (S. 23 – 28) „Kriegslieder“.

6. Neue Kriegslieder mit Melodien ... Leipzig, Cassel, und Zwäzen [Halle, Curt] 1769. 8°, 16 (unnum.) + 70 S. mit einer Notenbeilage.

Exemplar in der Univ.-Bibl. zu Halle.

Der Anteil Heinses ist unbestimmbar.

7. Thüringischer Zuschauer. [Wochenschrift. Herausgegeben von W. Heinse und J. G. C. Gleichmann.] Erstes [einziges] Bändchen. Erstes (bis Dreyzehntes) Stück. [Erfurt,] 1770. [In Kommission beim Buchdrucker Straube.] 8°, 208 Seiten.

Exemplar in der Univ.-Bibl. zu Halle.

Darin bestimmt von Heinse die Gedichte: Auf das Gedicht Musarion. Rechtfertigung der Vorsehung. An einen Freund am Tage meiner Geburt. An einen Philosophen. Auf Petrarchen.

Vermutlich auch die Gedichte: Auf ein hochmütiges Mädchen. Widerlegung der vorbestimmten Harmonie auf einem Maskenballe. Auf Traxen. Luz. An die Fühler. Der Entschluß eines Wittwers. Die betrübte Wittwe. Auf Baven, als er ein Sinngedicht gemacht hatte. Hanns.

Sicherlich ferner die Aufsätze: Vom Jagdgedichte (ohne die darin vorkommenden beiden Gedichte), die Briefe im IX. bis XII. Stück.

8. Nachrichten zu dem Leben des Franz Petrarca aus seinen Werken und den gleichzeitigen Schriftstellern. Erster (Zweyter, Dritter) Band. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1774. (1776. 1778–79.) 8°.

Übersetzung der: Mémoires pour la vie de François Pétrarque tirés de ses ouvrages et des autres contemporaines .... [Vom Abbé Jacques François Paul Alphonse de Sade.] 3 Bde. 4°. Amsterdam, chez Arskée & Mercus, 1764–1767.

Übersetzer: Johann Lorenz Benzler, Wilhelm Heinse und Klamer Schmidt. (Der größte Teil von Bd. I nebst Anmerkungen ist sicher von Heinse übertragen.)

Unvollständiges (es fehlt die zweite Abt. des I. Bds.) Exemplar in der Gleimschen Bibliothek zu Halberstadt (Nr. 3942, 3943.)

9. Ardinghello et les îles de la félicité, histoire italienne du XVIe siècle. Traduit de l'allemand par les citoyens Weltzien

et Faye jeune. Paris, Cramer, Bernard, an VIII [1800]. 12°, Titel +VIII+327 Seiten; Frontispice in Kupferstich.

Exemplar in der Pariser Nationalbibliothek.

10. Kritisches Verzeichnis höchst seltener Incunabeln und alter Drucke, welche in der ehemals Kurfürstlich Mainzischen jetzt Königl. Bayrischen Hof-Bibliothek in Aschaffenburg aufbewahrt werden. Von Joseph Merkel .... Nebst Bemerkungen aus einem von Wilhelm Heinse hinterlassenen Manuskripte. Aschaffenburg, Verlag von Theodor Pergay, 1832. 8°, 24 S.

Exemplar in der K. Bibliothek zu Dresden (Bibl. publ. 642).

11. Friedrich Heinrich Jacobis auserlesener Briefwechsel. In zwei Bänden. Erster Band, Leipzig, bei Gerhard Fleischer. 1825.

Darin (S. 222—224): ein Brief Heinses, Düsseldorf, 7. August 1775, an F. H. Jacobi.

Auch in Heinse X, Anhang.

12. Rheinische Goethe-Ausstellung ... zu Düsseldorf, Juli bis Oktober 1899. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag, 1899, 8°.

In diesem Katalog:

Nr. 1179. Brief Heinses an Johann Georg Jacobi ohne Datum [1775]:

„... Göthe hat auch wieder Lieder geschickt, Meisterwerke. Nur sind ein paar falsche Reime drinn; ich hab ihn um deren Veränderung gebeten, vielleicht thut er's ....“

B. Über (und an) Heinse.

(chronologisch geordnet) [15]

13. Christoph Albrecht Kayser. Über belletristische Schriftstellerei mit einer Parallele zwischen Werther und Ardinghello. Straßburg, 1788, 8°.

14. K[....?]. Wilhelm Heinse.

---

[15]) Besprechungen von Schriften Heinses sind nicht mit aufgeführt.

In: Der neue Teutsche Merkur vom Jahre 1813. Herausgegeben von C. M. Wieland. Zweiter Band. Weimar, 1803, S. 307 f.
Ein dürftiger Nekrolog.

15. Iris. Ein Taschenbuch für 1805. Herausgegeben von J. G. Jacobi. Zürich, bey Orell, Füßli und Compagnie.
Darin (S. 128–132): Ein Nekrolog auf Heinse von J. G. Jacobi.

16. Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann von Müller. Aus Gleims literarischem Nachlasse herausgegeben von Wilhelm Körte. Erster (Zweyter) Band. Zürich, bey Heinrich Geßner, 1806.
XL + 464 und 608 Seiten.

17. Friedrich H. Jacobi. Was gebieten Ehre, Sittlichkeit und Recht in Absicht vertrauter Briefe von Verstorbenen und noch Lebenden? Eine Gelegenheitsschrift. Leipzig, 1806, 8°.
Zitiert: F. H. Jacobi, Gelegenheitsschrift.

18. Heinse.
In: Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Leipzig 1807 ff., II. Band., S. 344–340 und VI. Band, S. 286–295.

19. Matthisson. Johann von Müller und Wilhelm Heinse. Züge zu ihren Charaktergemälden. In: Hormayrs Archiv, 1812, Nr. 79, S. 312–318.

20. Allgemeiner Anzeiger der Deutschen, Gotha, 27. Juni 1825, Nr. 171, Sp. 2097 f. Auszüge daraus im: Archiv für Literaturgeschichte X, S. 382.

21. F[riedrich] L[au]tsch. Wilhelm Heinse.
In: Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Dritte Reihe. Herausgegeben ... von Friedrich Christian August Hasse. Zweiter Band (Nr. IX–XVI). Leipzig, F. A. Brockhaus, 1830, Nr. XVI, S. 52–93.
Exemplar in der K. Bibliothek zu Dresden (Hist. miscell. B. 586).

22. Heinrich Laube: Wilhelm Heinse.

Im ersten Bande (S. III – LXLIII) von: Wilhelm Heinses sämtliche Schriften. Herausgegeben von Heinrich Laube. Zehn Bände. Leipzig, F. Volckmar, 1838.

Zitiert: Laube.

23. Walhallas Genossen, geschildert durch König Ludwig den Ersten von Bayern, den Gründer Walhallas. München, 1842, 8⁰.

S. 238 f.: Wilhelm Heinse.

24. Dr. J. Christoph Gustav Lucae: Zur organischen Formenlehre. I. Heft. Frankfurt a. M., Franz Varrentrapps Verlag, 1844, Folio. Darin: Wilhelm Heinses Schädel. Von Dr. W. Sömmerring.

Dazu Tafel III und IV: Vorder- und Seitenansicht des Schädels.

Zitiert: Lucae.

25. Samuel Thomas von Sömmerring. Vom Bau des menschlichen Körpers . . . Erster Band:

Samuel Thomas von Sömmerrings Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen. Von Rudolph Wagner. Leipzig, Verlag von Leopold Voß, 1844, 8⁰, 2 Bände, XIV + 386 und X (XII) + 285 S., ein Porträt

Darin: Band I, S. 351 – 381: 21 Briefe Heinses an Sömmerring (1795 – 1803).

Weitere 167 Briefe Heinses an Sömmerring sind noch unveröffentlicht.

Zitiert: Wagner.

26. Hermann Hettner. Wilhelm Heinse.

In: Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts. Von Hermann Hettner.

Dritter Teil: Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Drittes Buch, 1. Abteilung: Die Sturm- und Drangperiode. Braunschweig, Vieweg, 1869, S. 286 – 303.

Zitiert: Hettner III, 3.

27. Aus F. H. Jacobis Nachlaß. Ungedruckte Briefe von und an Jacobi und Andere . . . Herausgegeben von Rudolf Zoeppritz. 2. Bände, Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1869.

Darin (I, 27 – 43): ein Brief F. H. Jacobis an Heinse (1780).

28. Boxberger. Erfurts Stellung zu unsrer klassischen Literaturperiode.

In: Jahrbücher der K. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft VI. Erfurt, 1870, S. 18 – 170.

Darin: S. 88 – 142: Wielands Beziehungen zu Erfurt.

Zitiert: Boxberger.

29. Friedrich Zarncke. Heinses Einfluß auf den fünffüßigen Jambus Goethes.

In: Berichte über die Verhandlungen der K. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, philosoph-historische Klasse. 1870. XXII. Band, S. 210 – 212.

30. L[udwig] Herrmann. Wilhelm Heinse, sein Grab und seine letzte Lebensperiode.

In: Allgemeine Zeitung, 9. Mai 1871, Beilage 129.

Von demselben auch ein Aufsatz über Heinse im Feuilleton der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 19. und 20. November 1880.

31. Heinrich Pröhle. Lessing. Wieland. Heinse. Nach den handschriftlichen Quellen in Gleims Nachlasse dargestellt. Zweite Ausgabe. Berlin, Liebel, 1879.

8°, XII + 324 Seiten. Die erste Ausgabe ist 1877 erschienen.

S. 121 – 170: Wilhelm Heinses Leben und Schriften. Dazu Anhang, S. 262 – 314: Zu Heinse.

Wenig zuverlässig.

Ergänzungen dazu in Pröhles Einleitung zu Wielands Werken, Kürschners Deutsche National-Literatur, Band 51.

32. M. Rieger. Klinger in der Sturm- und Drangperiode. Darmstadt, 1880, 8°.

Darin: I, S. 414 – 418: 3 Briefe Klingers an Heinse (1777 – 1778).

Zitiert: Rieger, Klinger.

33. Kneschke. Heinse.

In: Allgemeine Deutsche Biographie. 1880. Band XI, S. 651 – 653.

34. Aus Wilhelm Heinses Nachlaß. I. Von Hermann Hettner. II. Von Hermann Hettner und Franz Schnorr von Carolsfeld.

In: Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte. X. Band. Leipzig, 1881, S. 39—73 und 372—384. Darin S. 40 ff.: 3 Briefe Klingers an Heinse, S. 49—73: 6 Briefe Maler Müllers an Heinse.[16]

Zitiert: Archiv X.

35. Johann Schober. Johann Jakob Wilhelm Heinse. Sein Leben und seine Werke. Ein Kultur- und Literaturbild. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1882.

8°, 8 (unnum.)+231 Seiten. Ein Porträt Heinses (Lichtdruck nach der Zeichnung von Heß).

Zitiert: Schober.

36. Hermann Mahr. Der Dichter Heinse und sein Verhältnis zu Goethe.

In: Der Deutsche, Zeitung für Thüringen und den Harz, Sondershausen, 1883, Nr. 163—165. (Exemplar im Besitz von Carl Schüddekopf in Weimar.)

37. Goedeke, Grundriß, ² IV, S. 340—343.

38. Hans Müller. Wilhelm Heinse als Musikschriftsteller.

In: Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft. Herausgegeben von Friedrich Chrysander . . . Dritter Jahrgang. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1887, S. 561—605.

Zitiert: Hans Müller.

39. Otto Behaghel. Zu Heinse.

In: Seufferts Vierteljahrsschrift, III. Band, 1890, S. 186—191.

Textkritisches, durch die Insel-Ausgabe erledigt.

---

[16]) Ein unveröff. Brief an Heinse von Joh. Friedr. v. Stein (dem ältesten Bruder des bekannten preußischen Staatsministers), damals preußischem Gesandten in Mainz, 4 Seiten 4°, datiert „Frankfurt 1793" war (unter Nr. 234) im Katalog Nr. 223 der Firma J. A. Stargardt, Berlin, ausgeboten. Es ist darin von einem historischen Aufsatze Steins die Rede, den Heinse „mit Seife und scharfer Lauge rein waschen soll"

40. Eduard Grisebach. Das Goethesche Zeitalter der deutschen Dichtung. Mit ungedruckten Briefen Wilhelm Heinses und Clemens Brentanos. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1891, 8⁰, VIII + 198 S. + 1 Bl. (Anzeigen).
Darin über Heinse: S. 89 – 106, 161 – 168.
Zitiert: Grisebach.

41. Karl Johannes Neumann. W. Heinses Erklärung der aristotelischen Katharsis.
In: Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte, V. Band, 1892, S. 334 bis 337.

42. Briefe Heinses an Wieland. 1. Der Brief mit den Stanzen. Von Karl Heinemann. 2. Wieland und Heinse. Von Bernhard Seuffert.
In: Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte ... Herausgegeben von Bernhard Seuffert. VI. Band. Weimar, Böhlau, 1893, S. 212 – 251, 320.
Zitiert: V.-S. VI.

43. Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte, herausgegeben von Albert Leitzmann, Band II und IV:
Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse. Herausgegeben von Carl Schüddekopf. Weimar, Felber, 1894 und 1895, 2 Bände, 8⁰, XVI + 267 und 306 S.
Zitiert: Gleim-Heinse I, II.
Die biographisch wertvollen Anmerkungen (I, 211 – 259) und II, 203 bis 245 und der Anhang (II, 249 – 298) sind zitiert: Schüddekopf I, II.

44. Carl Schüddekopf. Heinse und Klamer Schmidt.
In: Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde. Herausgegeben ... von Dr. Ed. Jacobs. XXVIII. Jahrgang, Wernigerode, 1895, S. 579 – 614.

45. Bernhard Seuffert. Wielands Erfurter Schüler vor der Inquisition. Mitteilungen über Heinse und seine Freunde.
Im: Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte. Herausgege-

ben von August Sauer, III. Band, Bamberg, 1896, S. 376—389 und 722—735.

Zitiert: Euphorion III.

46. Emil Petzold. Hölderlins Brot und Wein. Ein exege- Versuch. Sambor, 1896 und 1897 (Programm).

47. Emil Sulger-Gebing. Die französischen Vorgänger zu Heinses „Kirschen".

In: Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte .... Neue Folge. Elfter Band, 1897, S. 351—354.

48. Robert Hassencamp. Beiträge zur Geschichte der Gebrüder Jacobi. IV: Die Beziehungen Joh. Jak. Wilhelm Heinses zu den Gebrüdern Jacobi.

In: Beiträge zur Geschichte des Niederrheins. Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins. Bd. XII (1897), S. 221—253.

49. Euphorion IV (1897), S. 688 erwähnt zwei Briefe des Arztes Pauli an den Hofrat von Sömmering vom 20. und 27. Juni 1803 mit „Wichtigem über den Tod Heinses".

50. Emil Sulger-Gebing. Heinses Beiträge zu Wielands Teutschem Merkur in ihren Beziehungen zur italienischen Literatur und zur bildenden Kunst.

In: Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte .... Neue Folge, Band XII, 1898, S. 324—353.

51. Paläſtra. Herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. XX: Karl Detlev Jessen. Heinses Stellung zur bildenden Kunst und ihrer Ästhetik. Zugleich ein Beitrag zur Quellenkunde des Ardinghello. Berlin, Mayer & Müller, 1901.

8°, XVIII + 225 + 3 Seiten.

Besprochen von Jakob Minor in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, 165. Jahrgang, 1903, II, S. 738 f.

Zitiert: Jessen.

52. Karl Krükl. Leben und Werke des elsässischen

Schriftstellers Anton v. Klein. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in der Pfalz. Straßburg, E. d'Oleire, 1901.

Darin (S. 116—119): Einzelheiten zur Entstehungsgeschichte von Heinses Übersetzung des Befreiten Jerusalems von Tasso.

53. Richard Rödel. Johann Jacob Wilhelm Heinse. Sein Leben und seine Werke. Nach den Quellen bearbeitet. Inaugural-Dissertation .... der Universität Leipzig. Leipzig 1902.
8°, 216 + 1 Seiten.
Zitiert: Rödel.

54. Emil Sulger-Gebing. Wilhelm Heinse. Eine Charakteristik zu seinem 100. Todestage. München, Ackermann, 1903.
8°, 4 (unn.)+39 Seiten.
Zitiert: Sulger-Gebing.

55. H. Heinz. Heinses Beziehungen zu Mannheim. In: Neue Badische Landeszeitung, 1903, Nr. 409.
H. Heinz. Heinse in Heidelberg. Im: Heidelberger Tageblatt, 1903, Nr. 144.

56. Palästra. Herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. XXVI:
Helene Stöcker. Zur Kunstanschauung des XVIII. Jahrhunderts. Von Winckelmann bis Wackenroder. Berlin, Mayer & Müller, 1904. 8°, VIII + 122 + 1 Seiten.
Zitiert: Stöcker.

57. Hans Nehrkorn. Wilhelm Heinse und sein Einfluß auf die Romantik. Dissertation ... Göttingen. Goslar, 1904.
Druck von F. A. Lattmann. 8°, 84 + 1 Seiten.
Zitiert: Nehrkorn.

58. Die Literatur. Herausgegeben von Georg Brandes. Band XIII:
Franz Blei. Fünf Silhouetten in einem Rahmen. J. J. Bodmer, Wieland, Heinse, H. P. Sturz, C. Ph. Moritz. Berlin, Bard, Marquardt & Co. [1905]. 8°, 72 + 1 Seiten.

S. 24–38: Heinse. Mit einem Porträt Heinses (nach Eich) usw.

59. Otto Manthey-Zorn. Johann Georg Jacobis Iris. Dissertation ... Leipzig ... 1905. 8^0, 83 + 1 Seiten.
Zitiert: Manthey-Zorn.

60. Theodor Reuß. Heinse und Hölderlin. Dissertation ... Tübingen ... 1906. 8^0, VII + 98 + 1 Seiten.

61. Wilhelm Weigand. Glossen zum Neudruck des Ardinghello. Im: Insel-Almanach auf das Jahr 1906, Leipzig, Insel-Verlag, S. 28–36.

62. Markus Wachsman. Heinse und Wieland. I.
In: Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Max Koch. VI. Band. Berlin, Duncker, 1906. S. 455–485.
Zitiert: Wachsmann.

63. Emil Utitz. J. J. Wilhelm Heinse und die Ästhetik zur Zeit der deutschen Aufklärung. Eine problemgeschichtliche Studie. Halle, Niemeyer, 1906. 8^0, 96 S.
Ohne Belang für die Heinseforschung.

64. Felix Poppenberg. Heinse als Vorläufer.
Im: Insel-Almanach 1908. Leipzig, Insel-Verlag, S. 46–60.
Zitiert: Poppenberg.

65. Benno Rüttenauer. Wilhelm Heinse in Düsseldorf.
In: Die Rheinlande. Monatsschrift ..., Düsseldorf, VIII. Jahrgang, Heft 4, April 1908, S. 105–109.

66. Walther Brecht. Ein unbekanntes Gedicht von Wilhelm Heinse. In: Nachrichten von der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-hist. Klasse. 1909, Heft 1. S. 1–13.

Zur Ikonographie Heinses

Ölbild (Brustbild), auf Holz ($43 \times 49\frac{1}{2}$ cm) gemalt von Johann Friedrich Eich[16] 1779 in Düsseldorf. Im Gleim-Hause zu Halberstadt.[17]

Auf der Rückseite trägt das Bild die Notiz:

Wilhelm Heinse
wegen seiner Ode auf
den Hercules[18]
gemalt von Eich
zu Düsseldorf
für Gleim
1780.

2. Stich von [Friedrich Wilhelm] Bollinger (1777–1825) nach dem Eichschen Ölbilde. Brustbild, achteckig. Unterschrift: Wilhelm Heinse Hergestellt in Zwickau bei Gebr. Schumann.

Dem Stich unter Nr. 3 vorzuziehen.

3. Nicht signierter Strich von Christian Gottlieb Geyser (1742 bis 1803), ebenfalls nach Eich. Brustbild. Oval in viereckiger Umrahmung.

16) Geboren 1748 (im Harz?), hat an verschiedenen Orten gelebt, längere Zeit in Altona, gestorben um 1810. Er hat u. a. auch F. H. Jacobi gemalt. Sein intimer Briefwechsel mit Heinse ist leider verschollen.

17) Vgl. bereits: Erinnerungen von Friedrich Matthisson, Zürich, 1810 ff., I, 361 und III, 92.

18) Vermutlich das Gedicht „Herkules und Hebe“ (1774), vgl. Nr. 66 der Heinse-Literatur.

Unterschrift: Wilhelm Heinse. Professor zu Mainz. Geb. 1749 [!] zu Langenwiesen [!] in Thüringen.

Auch im 107. Bande der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (Kiel, 1792).

Schlechter Holzschnitt danach in Kurz' Literaturgeschichte. Gute Nachbildung davon im Allgemeinen Historischen Porträtwerk von Woldemar von Seydlitz (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, 1887), Serie V/VII, Nr. 31 b.[19]

Schlechtere Nachbildung in: Franz Blei, fünf Silhouetten in einem Rahmen, Berlin, Marquardt, o. J. [1905.]

4. Verschiedene Photographien des Eichschen Originals, am vortrefflichsten die durch die Photographische Gesellschaft in Berlin hergestellte, aber nicht in den Handel gelangte.

5. Schattenriß. Mit eigenhändiger Namensunterschrift. Original im Besitze von Frau Elisabeth Jacobi geb. Hengstenberg in Bielefeld.

Photographische Nachbildung davon: im Konferenzzimmer der Schule zu Langewiesen.

6. Ebensolcher (? Doublette von Nr. 5), ehedem in der (1905 versteigerten) Sammlung Lempertz in Cöln.

7. Federzeichnung: Heinse Billard spielend. Gezeichnet in Pempelfort um 1785 von Johann Peter Jacobi (1760—1830), einem Stiefbruder von F. H. Jacobi. Original im Besitze von Frau Elisabeth Jacobi geb. Hengstenberg in Bielefeld.

Photographische Nachbildung in 4 Exemplaren.

8. Röthelzeichnung von Chandelle, Frankfurt 1794.

Original im Besitze des Herrn Wirkl. Geh. Oberregierungsrats Dr. Paul Kaufmann in Berlin. (Nach einer Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Schüddekopf.)

9. Zeichnung (?) von Heß. Um 1795. Nachbildung in: Lucae, Zur organischen Formenlehre, Frankfurt a. M., 1844, auf Tafel XII; desgleichen (wiederum davon) in der Schoberschen Heinse-Biographie, schließ-

---

[19]) Vgl. Grisebach S. 104.

lich ganz schlecht im Deutschen Literatur-Atlas von Gustav Könnecke, Marburg, 1909, S. 78.

10. Vorder- und Seitenansicht von Heinses Schädel. Gezeichnet von Dr. W. Sömmerring. In: Dr. J. C. G. Lucae, Zur organischen Formenlehre, I. Heft, Frankfurt a. M., 1844, Folio. (S. Literatur unter Nr. 24.)

11. Büste Heinses aus Marmor von Petterich in der Walhalla bei Regensburg.[20] 1826 aufgestellt. Photographische Abbildung davon in Westermanns Monatsheften, 1866.

* * *

Bemerkung: Schober erwähnt (S. 154, Anmerkung) ein weiteres Porträt Heinses „im Besitz seiner Anverwandten zu Langewiesen". Dieses Bildnis, auch von Schober nicht gesehen, hat niemals existiert.

---

[20]) Vgl. darüber die Briefe des damaligen Kronprinzen späteren Königs Ludwig I. von Bayern an J. Martin von Wagner a. d. J. 1825. (Bernhard Seuffert, Maler Müller, Berlin, Weidmann, 1877, S. 622 ff.)

I

Als Wilhelm Heinse nach elf in der Fremde verbrachten Lehrjahren und einem unsteten Wanderjahre im August 1772 seinen Geburtsort Langewiesen wieder besuchte, einen kleinen Marktflecken in Thüringen (im Tale der Ilm, eine knappe Wegstunde östlich von Ilmenau gelegen), fand er sein Vaterhaus niedergebrannt. Aber selbst wenn ihn kein bestimmter Ruf von neuem in die Welt hinausgezogen hätte, wäre sein Bleiben, noch dazu bei so trostlosen Verhältnissen, kaum von langer Dauer gewesen. Heinse hat sich in der Enge jenes friedsamen Tales und der Melancholie jener waldreichen Berge mit ihrem verlockenden Blick ins ferne blaue Land schon als Kind nicht recht glücklich gefühlt. Mit dem Hause, das er lieb gehabt, war ihm das letzte Stück wirklicher Heimat verloren gegangen. Nie hat er während des ganzen weiteren Lebens den Herd seiner Familie wiedergesehen, obgleich er selber nirgends eine eigene feste Heimstätte finden sollte. Familiensinn besaß er nicht, ebenso wie er ein Deutscher ohne den geringsten Patriotismus war. Wo ihm Land und Leute gefielen, da fühlte er sich heimisch und wohl.[21] Aber so wenig er — ein Enthusiast des farbenvollen leichtlebigen Südens — seine rauhe karge Heimat zu lieben glaubte, so sehr war er doch im Kerne seines Wesens ein

[21]) Heinse wendet das Wort „national" in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens öfters an, wenn er von Kunst und Künstlern spricht. Er ist dabei der Ansicht, jedes Kunstwerk müsse den Erdgeruch der Scholle an sich tragen, auf der es geboren sei. Wie allen öheren Menschen des XVIII. Jahrhunderts ist es ihm dabei im Prinzip gleichgültig, ob über dem Stück Heimatland eines bewundernswerten Kunstwerks die Flagge von Schwarzburg-Rudolstadt oder von Frankreich weht. Im Sinne Heinses soll ein Künstler instinktiv national sein ohne politische oder gar chauvinistische Anempfindung; Kunstfreude aber und Kennerschaft sind zu allen Zeiten und bei allen Völkern am besten kosmopolitisch.

echter Sohn des Thüringer Waldes. Das bescheidene Sichabfinden mit dem, was da ist, darin verrät sich gute Thüringer Art. Anspruchslosigkeit war auch der Grundzug in Heinses Charakter. Dazu gesellten sich eine kräftige Phantasie, die allen Dingen Schönheit abzusehen verstand, unbändige Lust am Schauen und Wandern, unüberwindlicher Unabhängigkeitsdrang und jene souveräne Sorglosigkeit, mit der die Schöpfung Künstlerherzen zu begnaden pflegt. Dabei war er ein Sinnenmensch ohne jegliche Sentimentalität, eine Natur, die ihre Einfalt und Natürlichkeit bis ans Ende ihrer Tage bewahrte,[22] alles in allem eine lebensfreudige sonnige Individualität, wie sie unter dem nordischen Himmel selten vorkommt.

II

Die Familie Heintze stammt aus Willmersdorf, einem fünf Kilometer östlich von Amt Gehren (hoch-)gelegenen Dorfe, das im XVIII. Jahrhundert nach Herschdorf eingepfarrt war. Soweit die Kirchenbücher zurückreichen (bis 1620) finden sich dort zahlreiche Träger dieses Namens. Heinses Großvater, Nikolaus Heintze, war Bürgermeister. Was die Schreibweise des Namens anbelangt, so schrieb sich der Vater unseres Heinse noch Heintze. Die Kirchenbücher von Langewiesen latinisieren den Namen mitunter in Heinsius. Der Dichter schrieb sich während seiner Studentenzeit Heinze; später zog er, sei es des weicheren Klanges wegen, sei es in Anlehnung an die lateinische Form, die Schreibart Heinse vor. Bisweilen aber verfiel er wieder auf das alte Heinze.[23] Familien mit dem Namen Heintze existieren noch heute in Willmersdorf, Gehren und Langewiesen mehrfach.[24]

---

[22]) Hölderlin schreibt am 16. Februar 1797 an seinen Freund Neuffer: „Er [Heinse] ist ein herrlicher alter Mann; ich habe noch nie so eine grenzenlose Geistesbildung bei so viel Kindereinfalt gefunden." (Carl C. T. Litzmann, Friedrich Hölderlins Leben, Berlin, 1890, S. 404.)

[23]) So in einem Briefe an Boie vom 12. April 1785.

[24]) Die von Pröhle (Seite 127 ff.) in die Welt gesetzte Historie von einem vermutlichen Bruder und Neffen Heinses ist unhaltbar. Unter den sieben Geschwistern, die Heinse hatte, waren zwei Brüder; einer davon, Johann Wolf-

Heinses Vater, Johann Nikolaus Heintze (1711–1782), war Organist und Stadtschreiber, später Bürgermeister und Landschaftsdeputierter, somit ein angesehener Mann seines Ortes.[25] Der damalige Pfarrer von Langewiesen bezeichnet ihn als einen „aufmerksamen und nachdenkenden Mann".[26] Nach einer anderen Aussage war er „ein kluger Mann, dem man nichts Unrechtes nachsagen konnte".[27] Heinse selbst rühmt ihn als „einen der besten Menschen, die er kenne", und erzählt sehr charakteristisch für die Art dieses Mannes, er habe beim Brande seines Hauses (1772) nichts gerettet als sein Klavier und einige seiner liebsten Bücher. Nur der Verlust von seinen Bäumen, die er alle mit eigener Hand gepflanzt hatte, sei ihm empfindlich gewesen.[28] Ein Brief von seiner Hand an Gleim (vom 27. Mai 1774) ist im Gleimhause zu Halberstadt erhalten; er zeigt klare feste und schreibgewandte Züge.

Weniger, fast nichts wissen wir von Heinses Mutter Barbara Katharina geb. Jahn (1718–1788). Mit fast geringschätzig klingenden Worten schreibt er einmal[29] von ihr an Gleim: „Ich muß Ihnen bekennen, daß meine Mutter nichts weniger als eine Muse, sondern eine gute ehrliche Frau war [!], die nach dem Huart ohne allen Zweifel den dritten Grad der Kälte und Feuchtigkeit hatte." Nach Huart aber ist „das Frauenzimmer mit dem dritten Grade von Feuchtigkeit [der Gehirnsubstanz] ungemein dumm, kümmert sich um nichts, lacht bei allen Gelegenheiten, übersieht alles und schläft sehr gut".[30]

---

gang Heinse, wurde 1773 Soldat. Heinse hat nach seinem Weggange von Langewiesen keine Beziehung zu seinen Geschwistern mehr gehabt.

[25]) „1. Oktober 1782. Herr Johann Nicolaus Heinse, Bürgermeister, Stadtschreiber, Organist und Landschaftsdeputierter, abends 1/28 gestorben, und den 6. ejusdem begraben. Als Stadtschreiber und Organist hat er zehn Jahre im Amt gestanden, bis er darauf auch Bürgermeister geworden. Aetas sua 71 Jahre, 4 Monate und 14 Tage." (Bisher unveröffentlichter Eintrag im Langewiesener Kirchenbuch.)

[26]) Archiv X, 379.

[27]) Archiv X, 378.

[28]) Heinse IX, 79.

[29]) Heinse IX, 3.

[30]) Johann Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften . . . Aus dem Spanischen übersetzt von Gotthold Ephraim Lessing. Zerbst, ... 1752, S. 374. (Exemplar in der Leipziger Stadtbibliothek.)

Interessanter als ihre schlichte Persönlichkeit sind einige ihrer Vorfahren. Auf der genealogischen Skizze in der Anlage fällt der Name Musäus in die Augen. Simon Musäus (eigentlich Meusel, 1529—1582), einer der direkten Vorfahren des Ardinghello-Dichters, nebenbei gesagt auch von Johann Karl August Musäus,[31] war eine rauhe Kampfnatur, ein „Repräsentant des zelotischen Luthertums", dabei lebenslang — allerdings wohl auch aus Gründen seines Glaubens — ein unsteter Mensch, der sich nach und nach an vierzehn Orten aufgehalten hat.

Wenn man auch im einzelnen nicht nachweisen kann, daß Heinse von seinem Vater oder von dem und jenem seiner Vorfahren bestimmte Charaktereigenschaften ererbt habe, so ist man doch berechtigt zu sagen, daß das „Thüringer Naturkind" (wie Heinse mit Vorliebe genannt wird) nicht ohne ererbte alte Kultur ist. Eins läßt sich aus der leider unvollständigen Ahnenreihe mühelos herauslesen: diese Thüringer, die immer wieder drei bestimmte Berufe bevorzugt haben, — sie waren Bürgermeister, Pfarrer oder Kantoren, — waren es gewohnt, auf Menschen zu wirken, Menschen zu leiten. Dazu gehört Willenskraft nicht ohne die diplomatische Fähigkeit, jeden Menschen nach seiner Art nehmen zu können. Beides hat auch Wilhelm Heinse offenbar besessen und dies hat ihn durch alle Wirrsale und Widerwärtigkeiten seiner Jugend am Ende doch glücklich hindurchgeholfen. Eine energische oder gar eine zelotische Natur (wie jener Simon Musäus) war er allerdings nicht. Er hat sich dem Einflusse markanter Persönlichkeiten und starker Zeitströmungen bis in seine künstlerische und menschliche Reife hinein schon aus Lust am Neuen bis zu einem gewissen Grade immer hingegeben, aber nie ist er Nachbeter und Nachahmer geworden. Davor bewahrte ihn sein stolzes Unabhängigkeitsgefühl.

Mit drei Namen kann man die Hauptpunkte seiner Entwicklung

---

[31]) Johannes Musäus (1582—1655), Pfarrer zuletzt in Dannheim, ist der Ur-urgroßvater des Märchenerzählers (1735—1787). Musäus und Heinse haben von dieser ihrer Verwandtschaft nichts gewußt. Es sei hier erwähnt, daß der von Schober (S. 5) erwähnte und benützte Stammbaum der Familie Heinse, jetzt im Besitze des Lehrers Loose in Langewiesen, mehrfach fehlerhaft und falsch ist. Die im Anhang gegebene Ahnentafel habe ich im Oktober 1909 nach den Kirchenbüchern von Herschdorf, Langewiesen, Amt Gehren und Ilmenau aufgestellt. In Langewiesen hat mich dabei Herr Kantor Höfner liebenswürdig unterstützt.

bis zu seiner Bekanntschaft mit dem Wesen der Renaissance, ohne die sein Meisterwerk, der Ardinghello, nicht entstanden wäre, feststecken: Rousseau, Wieland, Winckelmann, letzteren als monumentalen Repräsentanten der Kunstanschauung des letzten Drittels des XVIII. Jahrhunderts genommen. Rousseau hat sich den nach einem leuchtenden Leitstern begehrenden Knaben Heinse so völlig erobert, daß er als Jüngling und Mann, sein ganzes Leben lang, wie er selber sagt: „ein feiner [d. h. verfeinerter] Rousseauist" geblieben ist. Dem Wielandschen Einfluß, der ihn als Studenten ergriff, steht er bereits überlegsamer und eigenwilliger gegenüber. Heinse hat Wieland viele Jahre hindurch geliebt und manches von ihm duldsam hingenommen; aber die in ihre Unabhängigkeit verliebte Protestnatur, die der (in Italien) vollendete Heinse in künstlerischen Dingen sowohl wie als erster sozialistischer Utopist[32] werden sollte, wird doch schon hier sichtbar. Dieses Ureigene seines Wesens bringt ihn dazu, unbekümmert um jedwede Prüderie, den Wielandschen Ideen die klarste Konsequenz zu geben. Heinse hat die antike Nacktheit in die deutsche Literatur eingeführt. Winckelmann endlich förderte den noch suchenden Empiriker Heinse so lange, bis er selbständig geworden, in wesentlichen Punkten weitersah als sein berühmter Anreger[33] und neue Wege fand, die ihm zum Vorläufer[34] einer viel späteren Kunstempfindung machen.

III

Wilhelm Heinses Geburtstag ist der 15. Februar 1746.[35] Über seine Kinderjahre ist nichts bekannt, auch über seine erste Schulzeit nur wenig. Zunächst ging er in die Langewiesener Schule und erhielt nebenbei

[32]) Rieger (Klinger I, S. 232) nennt Heinse „einen der Patriarchen des Sozialismus". Ueber eine ganz eigentümliche Ideengemeinschaft zwischen Heinse und Charles Fourier (1772—1837), dem Begründer der sozialistischen Theorien, vgl. S. 110. Es ist leider nicht nachweisbar, ob Fourier den französischen Ardinghello (Paris 1800) gekannt hat.

[33]) Über Heinse und Winckelmann vgl. Jessen S. 22 f., 27 f., 29, 71, 73—84, 123.

[34]) Poppenbergs Aufsatz. (S. Literatur unter Nr. 64.)

[35]) Im Kirchenbuche von Langewiesen ist nur sein Tauftag eingetragen: „1746 d. 16. Februarius p. . . . p. sexag. Johann Jacob Wilhelm, Herrn Nicolai

lateinischen Unterricht beim Kantor des Orts, Tresselt[36] mit Namen. In seinem ersten Briefe an Gleim vom 18. November 1770 gibt er einen kurzen Rückblick auf seine Erziehung und schreibt: „Ich lief in meinem vierzehnten [richtiger dreizehnten, d. h. 1759] Jahre davon, [vermutlich aus Drang, die Welt zu sehen], nachdem ich vorher oft in den dichtesten Wäldern Betrachtungen über das Innre des Menschen — so wie der wielandische Zerbin über das äußerliche, wenn der Vergleich nicht zu vornehm ist, — angestellt hatte. Dadurch erlangt' ich nun endlich, daß ich mir von einem schwarzröckigen Kandidaten die Anfangsgründe der lateinischen Sprache lehren lassen durfte... Nun kam ich auf eine Schule [d. h. nach Arnstadt], wo weder Wissenschaften, Künste, Weisheit noch Religion, sondern weiter nichts als — Theologie gelehrt wurde. Mein guter Genius aber gab mir im Traum ein, mich so geschwind von diesem Orte zu entfernen, als ich könnte, und nannte mir einen andern [d. h. Schleusingen], wo mein Geist besser geweidet werden sollte...“[37]

Der hier genannte „schwarzröckige Kandidat“ war der spätere Pfarrer von Langewiesen Johann Heinrich Schreier in Amt Gehren, einem Städtchen, eine Wegstunde östlich von Langewiesen. Bei ihm hatte Heinse in den Jahren 1759 und 1760 lateinischen Unterricht.[38] Danach kam er am 19. November 1760 auf das Gymnasium zu Arnstadt (in Thüringen), wo er bis Michaelis 1762 blieb,[39] um schließlich vier Jahre (1762 bis 1766) das Schleusinger Gymnasium zu besuchen.

Über die Arnstädter Zeit war bisher nichts bekannt. Nach den Schul-

---

Heintzens consulis, poligraphi et organisti filius, getauft worden.“ Nach der Sitte jener Zeit kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß die Taufe am Tage nach der Geburt erfolgt ist. Laube (S. X) und Schober (S. 7 f.) haben das sich somit ergebende Geburtsdatum 15. Februar anerkannt, nur Rödel (S. 10 f.) versucht den 16. Februar nachzuweisen. Pröhle (S. 129) zitiert das Kirchenbuch falsch. Zu den Gründen, die für den 15. Februar sprechen, füge ich als neues urkundliches Zeugnis folgenden Auszug aus den Akten des Gymnasiums zu Arnstadt hinzu: 1760. Accessit die 19. 9br. [Novembris] Jo. Jac. Wilhelm Heinsius Longopratensis, consul[is] f[ilius], natus 1746, 15. Febr., Class. II.“ Damit scheint mir diese Streitfrage endgültig erledigt zu sein.

[36]) Archiv X, 377.

[37]) Heinse IX, 4 f.

[38]) Archiv X, 376 f.

[39]) Abgangsvermerk in den Arnstädter Schulakten: „1762. Discess. post

akten hat Heinse ein Jahr die Sekunda und ebensolange die Prima[40] besucht. Er wurde als „velocis ingenii" beurteilt. Seine Leistungen als Sekundaner ergaben in allen fünf Lehrfächern ein „bene"; bei denen als Primaner überwiegen die Zensuren „mediocriter" in vier von sieben Fächern.

In Schleusingen haben sich keine Zeugnisse Heinses erhalten.[41] Man weiß nur, daß er sich an den im Gymnasium veranstalteten dramatischen Aufführungen beteiligt und am 24. April 1765 die Rolle des Staleno (Leanders Vormund) in Lessings Lustspiel „Der Schatz" gespielt hat.[42] Auch ist von ihm am 29. Januar 1766 ein französischer Vortrag „Über die Unsterblichkeit der Seele", selbstverständlich mit orthodoxen Ergebnissen, gehalten worden.[43]

Von seinen Schulfreunden können J. G. C. Gleichmann und Link, nach dem Urteil des Rektors Dr. Albrecht Georg Walch[44] zwei „sehr gute Köpfe", sowie der nachmalige Hofrat Scherf genant werden.[45] Auch der spätere Leipziger Professor Johann Georg Eck (1745—1808) war ein Schulkamerad Heinses.[46] Von Gleichmann wird noch mehrfach die Rede sein. Auch er war Thüringer.[47]

Beinahe vierzig Jahre nach Heinses Schulentlassung (1803) hat sich Walch über seinen ehemaligen Zögling auf eine Anfrage hin ausgesprochen. Er sei „ein guter Schüler" gewesen; Walch habe immer „in ihm einen Mann von Kopf und künftigen geistvollen Schriftsteller voraus-

---

examen autumn. . . . . . [drei Namen] et Jo. Jac. Wilhelm Heinsius Schleusingam, quia victum gratuitum ibi accipit."

40) Man blieb damals vier Jahre lang Primaner.

41) Nach einer Mitteilung des Gymnasiums (Schober S. 173) reichen die Schulakten nur bis 1772 zurück.

42) Schulprogramm von 1765. Lessings „Der Schatz" (1750 entstanden) in: Sämtl. Schriften, herausgegeben von Franz Muncker, II, S. 125 ff.

43) Lateinische Einladungsschrift von 1766 (Schober S. 173 f.).

44) Archiv X, 375.

45) Heinse IX, 1.

46) Schüddekopf I, 213.

47) In Meusels „Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen Schriftsteller" (Leipzig 1804), Bd. IV, S. 218 ist sein Lebenslauf in die Worte zusammengefaßt: „Studierte zu Erfurt und ging hernach in die weite Welt." Walch erzählt von ihm (Archiv X, 375), er sei verdorben.

gesehen", habe aber damals an seinem bürgerlichen Fortkommen gezweifelt. Heinse sei meist in sich gekehrt und still und wenig mitteilsam gewesen, habe aber zuweilen an jugendlichem Scherz und Mutwillen teilgenommen. Seine Antworten seien „meist kurz, schneidend und unerwartet" ausgefallen. In deutschen und lateinischen Hexametern, in der französischen und italienischen Sprache, in Klavier und Flöte habe er sich fleißig geübt. Auch sei er ein Jahr lang „Präfekt des Singechors gewesen und habe selbst schon Klavier- und Flötenunterricht" erteilt.[48]

Diesem günstigen Urteile hinkt nun aber folgender Tadel nach: Ich hatte „zuweilen Ursache, an der Güte seines Herzens zu zweifeln. Ein dankbarer Schüler wenigstens war er nicht. Er hatte hier viele beneficia genossen, und so sehr ich mir bewußt bin, daß ich etwas zu seiner Geistesbildung beigetragen habe: so hat er doch, seitdem er das Gymnasium verlassen hat, nichts wieder von sich hören lassen, mir nicht eine seiner Schriften zugeschickt, ja, wie mir versichert worden, sich Äußerungen und Schritte erlaubt, die sich nicht wohl mit dem Dankgefühl eines ehemaligen Zöglings vereinigen lassen".

Diese offenbar bittere und über den damals eben erfolgten Tod Heinses hinausgehende Verstimmung Walchs ist auffällig.[49] Sie muß einen ganz besonderen Anlaß gehabt haben. Der freiheitsliebende Heinse kann sich unter der pietistischen Zucht im Schleusinger Gymnasium nicht wohlgefühlt haben.[50] Wenn er später auch einmal gesagt hat: „Das sie-

---

48) Archiv X, 374 f.

49) Auch Rödel (S. 19) stutzt hier, meint aber, der Sachverhalt ließe sich „schwer oder fast gar nicht prüfen".

50) Im 3. Dialog eifert Heinse gegen die damalige Schulerziehung:

„In den mehrsten Schulen sind sieben Ordnungen und in jeder Ordnung muß ein Schüler zween Jahre bleiben; also vierzehn Jahre werden mehrenteils zu Erlernung des Christentums angewendet und das Übrige auf die Erlernung lateinischer und hebräischer und sehr selten — griechischer Wörter. Und wenn's eine recht sehr vortreffliche Schule ist, lehrt man den Schülern noch Geometrie und Logik nach der so beliebten Anleitung des Herrn Baumeisters.

„Man wird unter den Schullehrern selten einen Mann von Genie antreffen. Sie gehören mehrenteils unter die Klasse von Menschen, welche im Schweiß ihres Angesichts die Gedanken andrer auswendig lernen.

„Die Bauern- und Bürgerschulen sind so elend eingerichtet, daß es mir ekelt, wenn ich nur hineinguden soll. Theologie, nicht Religion, wird den Kindern da

benzehnte und achtzehnte Jahr meines Lebens auf diesem Planeten Erde waren die schönsten meiner Jugend, vielleicht meines ganzen Lebens!" so denkt er hierbei gar nicht an die ihm verhaßte Schule, sondern – wie die unmittelbar diesen Worten folgenden Verse:

> Im Busen schlug wollüstiges Getümmel
> Und alles außer mir war mahomedscher Himmel.
> Hoch flog ich über alle Sphären usw.[52]

beweisen – an seine erste Geliebte, die er Chloë nennt. Ähnlich wie Walch an Heinse denkt auch er noch lange nach seiner Schulzeit geradezu voll Haß an seinen einstigen Lehrer. Wie wäre es sonst erklärlich, daß Heinse noch im Jahre 1793 (wo er längst ein reifer friedlicher sonniger Mensch war: man denke an Hölderlins verehrungsvolle Schilderung) folgendes Epigramm auf Walch dichtet:

> Pfaff durchaus, seicht, boshaft und eitel, überall Gleißner,
> Über Gott und die Welt, über Humanität – Pfaff![53]

Walch muß ein brutaler Schulmann gewesen sein und Heinses (1767 entstandene) Verse:

---

gelehrt und weiter nichts. Erbärmliche Gesellen sind mehrenteils die Lehrer . . .
„Sie lehren, daß man sich nicht eher einen Philosophen nennen könne, als bis man die Schriften des Herrn Canzlars und Barons von Wolf auswendig gelernt hätte. Den Cicero müsse man deswegen lesen, um schöne lateinische Phrasen aus ihm zu lernen. Kurz, die Philosophie müsse man nicht eher anfangen, bis man auf Akademien käme. Man müsse den Anakreon und Homer deswegen lesen, damit man das Neue Testament desto besser erklären könne, und den Isokrates dem Xenophon vorziehen, weil man aus dem erstern eine gute Predigt machen lerne."

Ganz ähnlich (ein Beweis für die Echtheit der Dialoge) heißt es in einer Anmerkung seiner Petron-Übersetzung (Heinse II, 88): „. . . aus diesem kleinen Beispiele mag man sehen, was . . . die mehrsten Schulmänner für Leute sind und wie bejammernswürdig die Auferziehung unsrer Jugend ist." Ähnlich auch Heinse II, 130 Anmerk.: „Seine Hauptgründe sind wie gewöhnlich: So will ich! So befehl' ich! – nach Art der Schulmeister, die alle Welt für ihre Schüler halten." Die Schulmeister waren offenbar Heinses Freunde nicht.

[52]) Heinse IX, 5.

[53]) Im Nachlaß erhalten. (Schüddekopf I, 214.)

Mit Schrecken seh ich in das Labyrinth
Verlebter Tage hin . . . Man lehrte
Mich Unvernunft, bis man mich ganz betörte;
Man peitschte mich verlassnes Kind,
Hielt ich nicht ruhig stille,
Zu sehen durch der Alten Brille.[54]

beziehen sich zweifellos auf Walchs mangelnde Humanität.

Übrigens ist dem ergrauten Manne[55] das Gedächtnis nicht treu geblieben, wenn er behauptet, sein Zögling habe nie etwas von sich hören lassen, da wir gerade an Walch einen Brief des sein Leben lang schreibfaulen Heinse aus Erfurt vom 9. Oktober [1768] besitzen.[56])

Der Grund von Walchs Abneigung gegen Heinse scheint in folgenden Umständen zu suchen zu sein.

Walch betont in seinen bereits zitierten brieflichen Äußerungen von 1803: „ein gewisser Riedel, ein belletristischer Meteor, Bundesgenosse von Klotz[57] unrühmlichen Angedenkens", habe Heinse und seine Kameraden [Gleichmann und Link] an sich gezogen und dazu verleitet, kein Brotstudium zu ergreifen, sondern bloß schöne Wissenschaften und Literaturgeschichte zu betreiben. Nun hat Walch aber selber poetische Versuche gemacht und in Klotz' Deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften von 1769[58] haben seine „Die Amazonen. Ein Singspiel in dreyen Aufzügen. Schleusingen, 1768" (übrigens sein einziges gedrucktes poetisches Werk) eine von Spott und Hohn getragene Verurteilung erfahren. Es ist da die Rede „von einem neuen dramatischen drollichten

---

[54]) Das ganze Gedicht bei Schüddekopf II, S. 249—252, auch (verändert) im Thüringischen Zuschauer, S. 173.

[55]) Walch ist hochbetagt am 5. 1. 1822 gestorben.

[56]) Heinse IX, 1 f. Dieser Brief ist nunmehr nach Feststellung der Zeit, in der Heinse nach Erfurt gekommen ist (vgl. S. 43), mit [1768] statt [1769] zu datieren.

[57]) Allgemeine Deutsche Biographie XVI, S. 228—231. Christian Adolph Klotz (1738—1771) war von 1765—1771 Professor in Halle. Über ihn vgl. Waldemar Kawerau, Kulturbilder aus dem Zeitalter der Aufklärung. Bd. II: Aus Halles Literaturleben. Halle, Niemeyer, 1888.

[58]) Bd. III, 9. Stück, S. 167—174. (Exemplar in d. K. Bibliothek zu Dresden sowie in der Leipziger Stadtbibliothek.)

schnackischen Poeten, dessen Name Walch ist und dessen Verdienste so groß sind wie die des Ariost . . ." Die mit „Zr" signierte ausführliche Kritik schließt mit dem Zuruf:

O der Tor!
Man muß ihn in die Schule schicken!

Vermutlich hat Walch diese boshafte Besprechung mit Heinse (dessen Beziehungen zu Riedel und Klotz er ja noch 1803 besonders hervorhebt) in Zusammenhang gebracht, vielleicht ihm sogar auf Gerüchte hin die Urheberschaft zugeschrieben. Seine Worte „Äußerungen und Schritte, die sich mit dem Dankgefühl eines ehemaligen Zöglings nicht vereinigen lassen," müssen sich auf etwas Derartiges beziehen. Auffällig an der Kritik ist einmal die Länge — die Klotzsche Bibliothek pflegte sonst ihrer Meinung nach unbedeutende oder wertlose literarische Erscheinungen kurz und bündig abzutun — und dann auch die ironische Anspielung auf die Schule in den Schlußworten. Die Kritik ist lebhaft und frisch geschrieben und könnte sehr wohl aus Heinses damals vielfach pamphletistischer Feder herrühren. Er hat sehr selten Kritiken veröffentlicht. Die einzige verurteilende Kritik,[59] die wir von ihm besitzen (über Mauvillons Ariost-Übersetzung), bedient sich in ganz ähnlicher Weise der Waffen der Ironie und Satire, allerdings in viel humorvollerer Art, was ja aus der behaglicheren Stimmung und den angenehmeren Lebensverhältnissen erklärt werden könnte. Das Gutmütig-Humorvolle in Heinse konnte in Erfurt noch nicht gedeihen. Heinse kann aber auch nur Veranlasser jener Besprechung gewesen sein. Bestimmt nachweisen läßt sich das nicht mehr.[60] Wenn aber Heinses Haß gegen seinen früheren Lehrer begründet war, — und dies scheint doch der Fall zu sein, — so verliert auch Walchs Äußerung, er habe Ursache gehabt, an Heinses gutem Herzen zu zweifeln, jedweden Wert. Heinse kannte sicherlich Walchs Dilettanteneitelkeit und seine Rache traf somit den Feind an seiner empfindlichsten Stelle. Derlei kritische Attacken standen übrigens im XVIII. Jahrhundert auf der Tagesordnung des literarischen Lebens.

---

[59]) Heinse III, 513—533. Vgl. auch S. 106 nebst Anmerkungen 337 und 338.

[60]) In der Besprechung ist (S. 174) von „den heroischen edlen Liedern des Herrn Weiße" die Rede. Der junge Heinse war ein Liebhaber der „Amazonenlieder", sodaß auch diese schwärmerische Erwähnung heinsisch sein könnte.

„In sich gekehrt und still" war (nach Walchs Charakteristik) der junge Heinse: also ein Träumer. Zu dieser Vorstellung sei eine Selbstschilderung gefügt, die im dritten Dialoge steht:

„Wir armen Schüler müssen zu Hause sitzen wie die Gefangenen, wie die Kartäuser. Alle Freuden sind uns versagt. Wenn ich nach Hause komme, so fang ich an auf meinem Klaviere zu spielen und lese Tausend und eine Nacht, Thomas Jones,[61] Amalia,[62] Reisebeschreibungen und zur Abwechslung lateinische Poeten, wie sie mir vor die Hand kommen, samt den Schriften des Cicero, Petron und Apulejus. Nun will ich nur für die Woche zwei Tage rechnen, wo ich keine Lust zum Lesen habe, was soll ich da tun? Ich setze mich hin und reise nach Ost- und Westindien, hole mir Geld und reise wieder nach Deutschland, kaufe mir das schönste Landgut in der Schweiz und dann reis' ich in der halben Welt herum, wohl endlich gar nach Persien und Kirkassien, und hole mir ein Mädchen, so schön, daß ich kein Fleckchen, und wär' es nur einen Pfennig groß, an ihrem ganzen Leibe ansehen kann, ohne entzückt zu werden. Diese bring ich auf mein Landgut und sehe sie alle Morgen von oben bis unten an. Ein herrliches Rezept wider alle schlimmen Launen auf den ganzen Tag! Ich gehe mit ihr auf die Jagd, ich spiele das Klavier zu ihrer Sirenenstimme und tanze und spiele mit den auserlesensten Freunden . . . . .

„Nun fang ich an, ein neues Projekt zu machen[63] und zwar ein schwereres, weil mir das vorige so leicht gemacht war, daß ich nicht lange davon träumen konnte . . . Wenn ich die Taten in den Lebensbeschreibungen der großen Feldherren und Generale gelesen habe und dann überdenke, was Alexander, Hannibal, Pyrrhus, Scipio und Cäsar – und nun noch einmal überdenke, was Alexander und Cäsar getan haben! Wer sie waren! Dann verlier ich mich auf eine Stunde lang in tiefen Betrachtungen über das menschliche Geschlecht . . . und bilde mir ein, ich wäre Karl der Große oder Karl der Fünfte, und nun fang ich an zu

[61]) Tom Jones, Roman von Henry Fielding (1749).

[62]) Von Christian Felix Weiße. Beytrag zum deutschen Theater, Vierter Theil. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung, 1766, S. 111–240: Amalia, ein Lustspiel in fünf Akten.

[63]) Anspielung auf Weißes Lustspiel „Der Projectmacher". (Ebenda, S. 241 ff.)

erobern Königreiche, Wüsten, Wälder, Berge, Schlösser, Nationen. Ich bezwinge tausend Völker, bin tapfer wie Pyrrhus und Hannibal und ein philosophischer Monarch wie Alexander und Cäsar. Ich setze in jedes Land, sobald ich es erobert habe, Generale, die alle ausgesuchte Leute sind, zu Landvogten ... und gebe neben ihnen Philosophen den Auftrag, für den Ackerbau, Manufakturen und den Handel zu sorgen. Dann lasse ich ein London, ein Paris oder ein Rom mitten in meiner Monarchie aufbauen und ziehe dahin alle Arten von großen Genien. Ich bringe die Religion meines Landes auf einfache leicht begreifliche Grundsätze zurück und richte sie so ein, daß sie den Weisen ebenso glücklich macht wie den Dummkopf ... Ich setze das Gesetz fest, daß jeder meiner Nachfolger allezeit den Fähigsten, den Weisesten zu seinem Nachherrscher ernennen soll, und bestimme zugleich meinen Nachfolger. Der Staatsrat besteht aus lauter Weisen vom ersten Range. Ich mache noch dieses Staatsgesetz, daß niemals ein Monarch einen von seinen Söhnen zu seinem Nachfolger zu ernennen das Recht haben soll, aus physischen und moralischen Gründen. Nun übersehe ich mein ganzes Reich und freue mich und ersticke beinahe vor Entzückungen einer majestätischen edlen erhabenen Wollust über die Glückseligkeit meiner glücklich gemachten Bürger ....."

Man ersieht hieraus, wie früh sich Heinse mit sozialen Utopien beschäftigte, auch hierin von Rousseau angeregt.

Unter Heinses Gedichten findet sich eins, das im Mai 1766 entstanden ist, ein poetisch unbedeutendes Stück, das uns hier jedoch deshalb interessiert, weil es allerlei Einflüsse geradezu aufzählt, die in Heinses damaligem Entwicklungsstadium eine Rolle spielen. Es ist betitelt: Empfindungen.[64] In überschwenglichen Worten werden da gepriesen: Homer, Anakreon, Platon, Dante, E. v. Kleist, Gleim, Chaulieu, Young und Jomelli. Eine charakteristische Auslese! Das Gedicht schließt mit den Versen:

> Komm, o Chloe, meines Lebens Lust!
> Küsse ruhig die empörte Brust!
> Jage Würmer, Tod und alle Teufel
> Fort von mir und jeden finstern Zweifel!

---

[64]) Abgedruckt bei Schüddekopf II, 254—257.

Offenbar kämpften in Heinses Innern während seines letzten Schuljahres zwei einander feindliche Weltanschauungen stark miteinander, die der alten Griechen und die des christlichen Nordens. Damals begann sich Heinse eine hellenische Welt zu erträumen, deren Ideen ihn in den nächsten Jahren unter Wielands Einfluß nach und nach durchdrangen und beherrschten und deren vielfach willkürlich ausgeschmückte Vorbilder ihm erst 1774 in Düsseldorf angesichts der italienischen Malerei zusammenzusinken begannen, um, wiederum allmählich, der Lebens- und Weltanschauung der Renaissance zu weichen, deren erster intuitiver Wiedersteher Heinse im Lande seiner Sehnsucht, in Italien, werden sollte. Der Einfluß Rousseaus, dem Heinse viel früher, etwa um das Jahr 1763,[65] wie alle Kinder seiner Zeit erlegen war, ist in ihm weder durch seine vorübergehende Gräkomanie noch später durch das Aufgehen im Geiste der Renaissance verdrängt worden. Der Rousseauismus ist dem modernen Menschen in Fleisch und Blut übergegangen und wenn er sich noch so viel Mühe gibt, als Mensch der Antike oder der Renaissance zu denken und handeln: in seiner Gefühlswelt wuchert doch mehr oder weniger (je nach Charakter und Temperament), aber unausrottbar die Romantik Rousseaus weiter.

IV

In dieser inneren Verfassung kam Heinse zu Beginn des Winter-Semesters 1766[66] auf die Universität Jena, gleichzeitig mit zweien seiner Schulkameraden, J. C. G. Gleichmann und Link. Wahrscheinlich auf den Wunsch seines Vaters hin ließ er sich — wie auch später in Erfurt — bei der juristischen Fakultät einschreiben. Wirkliche Studien hat er freilich in dieser Wissenschaft niemals betrieben. Weder in seinen ge-

---

[65]) Rousseaus „Emile ou de l'Education" war 1762 erschienen, die „Neue Heloise" 1761, „Du Contrat social" 1762. Rousseaus Schriften haben sich wunderbar schnell in ganz Europa verbreitet. „Emile" ist in einer (Goedeke unbekannten) Übersetzung bereits im gleichen Jahre wie das Original erschienen: Aemil oder Von der Erziehung. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen [von Joh. Joachim Schwabe]. Erster (bis Fünfter) Theil. Berlin, Frankfurt und Leipzig, 1762.

[66]) Matrikel-Eintrag: „1766 D. 1. 9br Jo. Jac. Wilh. Heinsius Schwzb."

druckten Schriften noch in seinem literarischen Nachlasse verrät sich die geringste Spur davon. Wenn er während der zu seiner Freude endlich überstandenen Gymnasialzeit vieles als Zwang und Qual empfunden hatte, so mußte er nunmehr sehr bald erkennen, um wie viel härter und grausamer die andre Schule, die des Lebens, ist. Heinses Familie war arm und sein kinderreicher Vater hat ihn kaum mit barem Gelde unterstützen können. So war er als Student völlig auf sich gestellt und sein späteres Bekenntnis,[67] die Jenenser Zeit sei die bitterste seines Lebens gewesen, sagt uns genug. Lediglich seine Anspruchslosigkeit und seine robuste Gesundheit hielten ihn über Wasser, dazu vielleicht ein gewisses Geschick, das sich im Getriebe der Welt glücklicherweise bei ihm einstellte, sich hie und da einen Gönner zu verschaffen.

Den ersten solchen fand er in dem damaligen Privatdozenten der Philosophie Friedrich Just Riedel, einem seiner Jenenser Universitätslehrer.[68]

Riedel, ein vielseitiger und zweifellos außerordentlich begabter Mensch, in Schrift und Wort schlagfertig und gewandt, ungemein auffassungs- und anpassungsfähig, eitel und strebsam, dabei ein organisatorisches Talent und im persönlichen Verkehr von bestrickenden Eigenschaften, allerdings nicht ohne satirische Nüance, „voll petillierenden Champagnergeistes" (wie Wieland gesagt hat),[69] alles in allem aber oberflächlich und in der Hauptsache nur ein glänzender Ausbeuter der Ideen tieferer gelehrterer und originellerer Köpfe, stand damals – im Jahre 1767 – in seinem 25. Lebensjahre. Er hatte soeben seine „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" (Jena 1767) veröffentlicht, ein Buch, dessen (übrigens im Titel wie im Text eingestandene) Paten Winckelmann, Moses Mendelsohn und Alexander Gottlieb Baumgarten (1714–1762)

---

[67]) Heinse IX, 6.

[68]) Die Literatur über Riedel bei Meusel, Lexikon der v. J. 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, Bd. XI (1811), S. 309, ebenso bei Jördens, Lexikon Teutscher Dichter und Prosaisten, Bd. IV, S. 357 f., vervollständigt in: Friedrich Justus Riedel und seine Ästhetik. Leipziger Dissertation von Kasimir Filip Wize. Berlin, Trenkel, 1907, S. 61.

[69]) Christoph Martin Wieland nach seinen eigenen Äußerungen. Von C. W. Böttiger. In: Historisches Taschenbuch, herausgegeben von Friedrich v. Naumer, X. Jahrgang, Leipzig, 1839, S. 426.

waren. Geschickt und zeitgemäß geschrieben, fand es Ansehen und Ausbreitung.

Heinse war noch viel zu wenig welterfahren, um den wirklichen Wert dieses auf ihn suggestiv wirkenden Mannes zu erkennen, der übrigens sein vollblütiges Temperament in allerlei galanten Abenteuern – in leichtsinniger Harmlosigkeit – abzukühlen suchte, ein Umstand, den seine klerikalen Gegner später, als er in Wien sein Lehramt antreten wollte, so aufzubauschen verstanden, daß ihm die Existenz vernichtet ward.[70] Wenn Riedel, der Mensch, noch heutzutage viel gescholten wird:[71] eins muß bei allen seinen moralischen Mängeln für ihn einnehmen, daß er eins der zahllosen Opfer der modernen Inquisition ist. Es sei daran erinnert, daß Wieland nur durch seine Berufung nach Weimar (1772) vor einer ähnlichen Vernichtung bewahrt blieb.[72]

Heinse und ebenso Gleichmann scheinen Riedels intime Freundschaft genossen zu haben.[73] Noch nach ihrer Trennung im Jahre 1772 spricht Heinse Gleim gegenüber den Wunsch aus, Riedels Privatsekretär werden zu wollen, und dankbar fügt er hinzu: „Ich habe das Glück gehabt, drei Jahre unter seinem [Riedels] Schutz und seiner Vorsorge geistlich und leiblicher Weise in Jena und Erfurt zu stehen."[74]

Zweifellos hat Heinse diesem Gönner nicht allein pekuniäre Wohltaten zu danken. Seine Vorlesungen und seine im persönlichen Umgange ausgesprochene Ideen waren die erste Anregung für Heinse, seine eigene bis dahin in ungebundener Wildheit heranwachsende Kunstanschauung, soweit das seine systemlose Natur überhaupt zuließ, in eine

---

70) Er ist dann in Wien am 2. März 1785 im Irrsinn gestorben.

71) U. a. allzuhart durch Erich Schmidt in der Allg. deutschen Biographie, XXVIII, S. 521.

72) Seuffert, Euphorion III, 734.

73) In Riedels Verteidigungsschrift vom 6. August 1772, die Maria Theresia einforderte, heißt es allerdings: „Ich habe mehrere Amanuenses gehabt, einen im Jahre 1769 namens Gleichmann, der mich vorher durch einen Schein von Eifer für die Wissenschaft hintergangen und mitleidig gegen seine Armut gemacht hatte, den ich aber bald wegen liederlicher gottloser Bubenstücke hinwegjagen und sogar von der Universität relegieren ließ." („Friedrich Riedel und die deutsche Aufklärung" in: Geschichtliche Bilder aus Österreich. Von Adam Wolf. II. Band, Wien 1880, S. 336 f.)

74) Heinse IX, 53.

gewisse Ordnung und Schule zu bringen. Als Ästhetiker ist Heinse von Anfang an ein begeisterter Verkünder der rousseauistischen Forderung, nur die eigene Erfahrung als Lehrerin anzuerkennen. Wenn man seinen Lebensgang bis ans Ende verfolgt, sieht man, daß er eine der seltenen Kraftnaturen war, deren Entwickung niemals aufhört.[75] Sein künstlerisches Glaubensbekenntnis formt sich ziemlich langsam, aber stetig und zwar nach einem ganz bestimmten Leitmotiv, das er mit viel Glück und gutem Instinkt sehr früh gefunden und treu bewahrt hat. Man kann es in die späteren Worte des (stark von Heinse beeinflußten) Wackenroder fassen: „Das Schöne liegt über unserm Verstand hinaus!"[76]

Heinse haßte die graue Theorie, die ihm das Gymnasium verleidet hatte. Er ist ein ausgesprochener Empiriker. Und so ist es sehr natürlich, daß sich seine Ästhetik nicht eher recht entwickeln konnte, als bis er unter die unmittelbare Wirkung von Kunstwerken größerer Anzahl und mannigfacher Gattung geriet. Dies trat 1774 nach seiner Übersiedelung nach Düsseldorf ein. Bis dahin sind seine Anschauungen unklar, mitunter bis ins Mystische verschwommen.

Zu Papier gebracht hat der junge Heinse seine ihn gewiß selber unreif dünkenden Meinungen in Dingen der bildenden Künste und der Dichtung nicht. Das wagte er als geborener Musikant nur im Gebiete der Musik. Über diese kommen wir zusammenfassend an späterer geeigneter Stelle zu sprechen. Wenn man nach Heinses damaligen poetischen Idealen forscht, so muß man sie aus seiner „Laidion" abstrahieren.

1775 schreibt Heinse einmal: „Ich habe meine Lust an der schönen Unordnung der Natur; mein Herz weidet sich darin und ich find' in ihr die einzigen Quellen, aus denen alle begeisternde Wonne rinnt, und find' in ihr und den Meisterstücken der Genien allein die echten Regeln der Kunst, die das Herz ergreifen und die Phantasie bezaubern lehrt."[77]

---

[75]) In den letzten acht Jahren seines Lebens wandte sich Heinse medizinischen Studien zu und verfaßte sogar eine medizinische Doktor-Dissertation, vgl. Wagner I, 380, auch Lucä 32 f.

[76]) Ähnlich in: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders (1797), Ausgabe Diederichs, S. 104.

[77]) Teutscher Merkur, 1775, 2, S. 31, oder Heinse III, S. 471.

Und als er (1776) Gleim von der Düsseldorfer Galerie berichten will, macht er folgende Einleitung: „Ich will Ihnen eins und das andere über Malerei und Schönheit . . . vorlegen, wo Sie mich, wenn ich fehlen sollte, so gut als irgend einer zurecht weisen können, da Sie ein Schüler des großen Baumgarten waren. Ich geb' es weder für alt noch neu aus, da ich junger Wildfang so eben beides nicht weiß noch wissen mag. Es soll nur eine Morgenrhapsodie für Sie sein . . . Will wie Quell entspringen, ohne mich zu kümmern, ob schon Wasser genug da ist . . . Das wäre eine ungeheure Bekümmernis für mich, wenn ich mich in jeder Maulwurfsecke darnach umsehen sollte."[78]

Diese hier klar ausgesprochene Ästhetik der Praxis lag ihm in dem Entwicklungsstadium, das uns zunächst beschäftigt, um 1770, nur erst unbewußt im Gefühl. Riedel hätte sie ihm unmöglich aus ihrer Unbewußtheit erwecken können. Man braucht sich nur seine tote Definition des Schönen und Häßlichen vorzulesen: „Schön ist, was ohne interessierte Absicht sinnlich gefallen und auch dann gefallen kann, wenn wir es nicht besitzen; häßlich, was auch dann mißfällt, wenn wir uns vor seinem Besitze nicht fürchten." Was ist das mehr — um ein Wort Winckelmanns zu wiederholen — als leere Betrachtung?[79] Riedel hielt sich weder an die Natur[80] noch an eindringlich betrachtete Kunstwerke, sondern nur an die viel zu vielen ästhetisierenden Büchermenschen vor und neben sich, die, bei Lichte betrachtet, ihr Leben lang nichts weiter fertig bekamen, als daß sie aus den Zöpfen anderer Haare rupften, um damit ihren eigenen Schopf um ein möglichst sichtliches Stück zu verlängern.

Mit viel Wahrscheinlichkeit weist Karl Detlev Jessen, ein guter Kenner Heinses, seiner Schriften und seines Nachlasses, die unbelegten Behauptungen andrer zurück, Heinse sei stark von Baumgarten beeinflußt worden, indem er sogar bestreitet, daß unser Dichter die „Ästhetica" (1750

---

[78]) Heinse, IX, 287 f.

[79]) Heinse sagt später im Ardinghello: „Schönheit ist die freieste Wohnung der Seele" (S. 188) und „Schönheit ist Leben in Formen und jeder Regung und nichts Todes ist schön außer in einem Verhältnis zum Leben." (S. 196.)

[80]) Herder sagt von ihm in seinem vierten kritischen Wäldchen (Werke, hrsg. v. B. Suphan, IV, 61): „Er [Riedel] spricht über die Grazie aus Winckelmann und über die Naivität aus Moses [Mendelssohn] und über die Schönheit aus Baumgarten; von keinem aus der Natur."

und 1758 erschienen) überhaupt gelesen habe, die bei ihrer „Weitschweifigkeit und Trockenheit die bildenden Künste fast gänzlich nicht beachteten."[81] Um 1768 kümmerten Heinse Musik und Dichtkunst viel mehr als die bildenden Künste, — Jessen hat mit Vorliebe den Düsseldorfer und römischen Heinse im Sinne, — sodaß man die letztere Abwehr nicht mit ins Gefecht führen darf. Man wird aber nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß sich Heinse in Jena oder in Erfurt durch Riedel oberflächliche Begriffe von Baumgartens Ideen angeeignet hat. Ebenso wird er im allgemeinen gewußt haben, was G. F. Meier (1718—1777), Moses Mendelssohn (1729—1786), J. G. Sulzer (1720—1779)[82] u. a., alle mehr oder weniger abhängig von Baumgarten, lehrten. Mendelssohns „Phädon oder die Unsterblichkeit der Seele" (1767) nennt er mehrfach. Vermutlich bereits in Schleusingen hat er die Schriften von Bodmer (Die Discourse der Mahlern, 1721 ff. und anderes) und Breitinger gelesen. Von Ausländern müssen Boileau, Diderot (Versuch über die Malerei), Batteur,[83] Young (Gedanken über Originalwerke, 1760),[84] Shaftesbury, Home u. a. erwähnt werden. Gegen Batteux polemisiert Heinse gelegentlich.[85]

Es ist eigentümlich, wie früh „der Autodidakt" Heinse — wie er sich mehrfach nennt — rein theoretischen Autoritäten zu mißtrauen beginnt. Wenn er gelegentlich das Bedürfnis hatte, seine eigenen Ideen über die Kunst gewissermaßen zu kontrollieren, dann wandte er sich am liebsten an Schriften ausübender Künstler. Auch hierin verrät sich sein gesunder Menschenverstand, der ihn durch all den traditionellen Wust der vor-Winckelmannschen Kunstschriftstellerei unbeschädigt geführt hat. Kein geringerer als Joshua Reynolds, dessen unvergleichliche Meisterwerke uns kürzlich vereint in Berlin vor Augen gestanden haben, sagt

[81]) Jessen, S. 19 und Anmerkung.

[82]) Allgemeine Theorie der schönen Künste (1771 ff.)

[83]) Die Literatur über Batteux findet man bei E. F. v. Danckelmann: Charles Batteux. Sein Leben und sein ästhetisches Lehrgebäude. Rostocker Dissertation, Rostock, 1902, S. 7 ff.

[84]) Vgl. auch: J. Barnstorff. Youngs Nachtgedanken und ihr Einfluß auf die deutsche Literatur. Bamberg, 1895. („Heinse fühlte zwischen Young und sich eine Kluft."

[85]) Heinse IX, 388.

in der XV. seiner berühmten, auch heute noch lesenswerten Reden: „Ein einziger kurzer Aufsatz, von einem Maler geschrieben, wird mehr zur Förderung der Theorie der Kunst beitragen als ein ganzes Tausend von Bänden, wie man sie allenthalben findet. Der Zweck solcher Bücher scheint vornehmlich der zu sein, des Verfassers individuelle ausgeklügelte Vorstellung einer unmöglichen Praxis auszukramen, anstatt nützliche Kenntnis und Belehrung irgend welcher Art zu bieten. Der Künstler hingegen kennt den ganzen Machtbereich seiner Kunst. Er wird den armen Schüler nicht mit komplizierten problematischen und unkünstlerischen Schönheitsbegriffen plagen. Er wird ihn nicht mit der imaginären Vereinbarkeit unverträglicher Vorzüge verwirren."[86] Es ist nicht buchstäblich nachweisbar, daß Heinse die Discourses von Reynolds gekannt hat; es ist aber anzunehmen, da die ersten Reden Reynolds' in den Jahren 1770 ff. in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste (Leipzig) in einer deutschen Übersetzung erschienen. Heinse gehörte sicherlich zu den Lesern dieser damals noch bedeutenden Zeitschrift. Gewisse Ideen haben Heinse und der zu seiner Zeit viel angegriffene Reynolds gemeinsam.[87]

Zweier anderer Künstler Schriften hat Heinse nachweislich gelesen: Hagedorns „Betrachtungen über die Mahlerei" (1762) und die „Gedanken über die Schönheit und über den Geschmack in der Malerei" (1762) von Raffael Mengs. Heinse war bekanntlich im Gegensatz zu Lessing und Winckelmann für die Landschaftsmalerei begeistert. Man hat behauptet, Hagedorns Schrift habe ihn hierzu beeinflußt.[88] Das wäre gegen Heinses Art. Es ist selbstverständlich die Landschaft in der Natur, die Heinses Vorliebe für die Landschaft in der Malerei erweckt hat. Indirekt könnte man hier höchstens Rousseaus Einfluß geltend machen. Früh hat auch

---

[86]) Works, Edition Malone, London, 1809, II, 185 ff.

[87]) Jessen geht leider nicht auf die Berührungspunkte zwischen Reynolds und Heinse ein. Die Reden sind in Buchform englisch zuerst London 1778 erschienen, französisch Paris 1787, deutsch: Akademische Reden über das Studium der Malerei . . ., Dresden, Hilscher, 1781; zuletzt übersetzt von E. Leisching, Leipzig, Pfeffer, 1893.

[88]) So Jessen S. 35. Christian Ludwig v. Hagedorn (1713—1780), Radierer (Landschaften), war Direktor der Dresdener Kunstakademie. Der Dichter Hagedorn ist sein Bruder.

Claude Lorrain auf ihn Eindruck gemacht, den er vielleicht zuerst in Stichen im Schellersheimschen Hause kennen gelernt hat.[89] Heinse hat diesen Meister der Landschaft zeitlebens lieb behalten. Gegen die Lehrsätze des klassizistischen Eklektikers Mengs streitet Heinse später mehrfach.[90] In jungen Jahren aber nennt er ihn mit Hochachtung. Mengs ist von seinen Zeitgenossen bekanntlich vergöttert worden.

Über Lessings „Laokoon oder über die Grenzen der Mahlerei und Poesie" (1766) wagt Heinse, der sich nie über etwas aussprach, worüber er sich noch nicht durch und durch klar war, auffällig lange kein endgültiges Urteil. Erst viel später, nachdem Heinse ein überzeugter Enthusiast der Farbe in der Malerei geworden war (nach 1780), scheidet er sich in den nötigen Punkten scharf von dem auch in der Malerei das Plastische bevorzugenden Lessing, ohne ihm jedoch seinen „göttlichen Scharfsinn" als Kunstrichter in Dingen der Poesie irgendwie zu mißgönnen.[91]

Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Altertums" (1763) — hier absichtlich an letzter und gewichtigster Stelle genannt — hat den jungen Heinse durch ihre in unmittelbarer Anschauung aufgeloderte Begeisterung auf das tiefste ergriffen. Eigene Anschauung und eigenes Kunstgefühl, — darin gipfelten ja gerade seine Anforderungen an einen Kunstschriftsteller. Mit keinem Werke hat sich Heinse länger, gründlicher und ehrlicher beschäftigt als mit diesem.[92] Keins hat ihn mehr gefördert. Keins hat ihn im Verein mit dem ihm angeborenen Widerspruchsgeist mehr zu neuen Ideen inspiriert. Aber diese Wirkung ist vor 1774 noch nicht in der Tiefe zu spüren. Wenn Heinse unter seine Vorrede zur Petron-Übersetzung die Worte setzt: „Geschrieben in Augsburg im May 1772 während meiner Reise nach Italien, um den Winckelmannischen Apollo zu betrachten", so verrät sich hier, allerdings von Winckelmann heraufbeschworen, zunächst und zum ersten Male sein von nun ab immer heftiger wachsen-

---

89) Vgl. das von Jessen (S. 2) abgedruckte und „vor 1774" datierte Gedicht „Bey einer Landschaft von Claude le Lorrain."

90) Heinse IX, 297 und andern Orts, auch im Nachlaß (Hefte 10, 11, 17, 18).

91) 1791 sagt Heinse (Nachlaß, Heft 6), in den bildenden Künsten habe Lessing nicht Erfahrung genug gehabt. (Zitiert nach Jessen, S. 30.) Vgl. auch Jessen S. 85—90.

92) Vgl. Heinses handschriftlichen Nachlaß, Hefte Nr. 53 und 55.

des Italienweh.[93] Ohne in Rom gewesen zu sein, konnte er sich als ehrlicher Mensch mit Winckelmann nicht abfinden.

V

Im Frühjahr 1768 wurde Riedel als Professor an die Erfurter Universität berufen, die der Kurfürst Emmerich Joseph damals reorganisierte. Heinse folgte seinem Lehrer, wiederum zusammen mit seinen Freunden Gleichmann und Link. Er wurde am 30. April 1768 immatrikuliert.[94]

Im Sommer des folgenden Jahres erhielt Wieland, nicht ohne Riedels Zutun, gleichfalls einen Ruf nach Erfurt als erster Professor der Philosophie mit dem Titel eines kurmainzischen Regierungsrats. Kurz nach seinem Eintreffen machte Heinse durch Riedels Vermittlung die persönliche Bekanntschaft des Dichters. Wieland und Riedel waren eng befreundet.[95] Diese neue Beziehung sollte alsbald die literarische Zukunft Heinses entscheiden. Wielands Einfluß, obgleich er intensiv kaum über 1774 gewirkt hat, ist von der größten Bedeutung für ihn geworden.

Christoph Martin Wieland, aus Biberach gebürtig, stand damals in seinem 35. Lebensjahre. Drei und ein halbes Jahr vordem hatte er nach mancherlei Liebeserfahrungen[96] eine wohlhabende Augsburgerin heimgeführt, „ein gefälliges und angenehmes Hausweibchen und damit Punktum", mit der er, obwohl sie „bornée et peu vive" war, eine spießbürgerlich-glückliche, sehr bald mit einer Schar von Kindern gesegnete Ehe führte. Man kennt das Bild „Wieland und seine Familie" von F. Melchior Kraus (1775) in der Weimarer Bibliothek. In Erfurt wohnte er im Gasthof zum Schwan in der Gotthardtstraße in einer bequemen

---

[93]) Ein von Heinse geprägtes Wort. (Heinse VI, 148.)

[94]) Der Eintrag lautet: „1768. 30. April. Joannes Jacobus Guilielmus Heintze, Schwarzburgicus, gratis ob paupertatem."

[95]) Wieland schreibt am 23. Juli 1769 an Sophie von Laroche: „... que sans l'ami Riedel mon séjour actuel me serait insupportable." (Neue Briefe Wielands S. 175.)

[96]) Historisches Taschenbuch, herausgegeben von Raumer (1838), X, S. 392 bis 413: Wieland über seine Geliebten.

geräumigen und mit einem hübschen Garten versehenen Wohnung, die 82 Reichstaler Jahresmiete kostete, eine für damalige Verhältnisse beträchtliche Summe. Bei 500 Talern Gehalt (dem höchsten in Erfurt),[97] gewissen Zuschüssen an Getreide und Brennholz und den Einkünften seiner Frau konnte er sich das wohl leisten. Er war zwar geizig, aber es fand sich keine andere passende Wohnung.[98] Den Haushalt vergrößerte die Anwesenheit von Fritz von Laroche,[99] dem ältesten, schwierig zu behandelnden Sohne seiner Jugendfreundin Sophie von Laroche, der bekannten Gattin des kurmainzischen, später kurtrierischen Hofrats G. M. von Laroche.[100] Auch scheint Wieland Tisch-Pensionäre gehabt zu haben.[101]

Als Mensch war Wieland leicht empfänglich, impulsiv, für alles interessiert, gutmütig und liebenswürdig, dabei witzig, mitunter spöttisch, gern Weltmann, aber eine schwankende Natur mit zuweilen recht kleinlichen und philisterhaften Zügen. Im Grunde seines Wesens von anständiger Gesinnung, „spielte er mit seinen Meinungen", wie Goethe diplomatisch von ihm sagt. Er war nicht aufrichtig. Sein wechselndes, nicht immer offen und ehrliches Verhalten Heinse gegenüber spiegelt diesen seinen Charakter vorzüglich wider.[102]

Zunächst fand Wieland an dem so lebhaften und mutwilligen Heinse sein Wohlgefallen. Er zog ihn häufig zu sich, und der heimatlose junge Mann fühlte sich in seinem gemütlichen Hause unendlich wohl. Wieland

---

97) Riedel bekam 300 Rtlr.

98) Boxberger S. 110.

99) Geb. 1757, bis Mai 1771 in Erfurt, später französischer Offizier, als welcher er am nordamerikanischen Freiheitskriege teilnahm. Verabschiedet führte er ein wechselvolles Leben, alles in allem als dünkelhafter Abenteurer.

100) Über Wielands Verhältnis zu ihr: Neue Briefe Chr. Mart. Wielands vornehmlich an Sophie von La Roche. Hrsg. v. Robert Hassencamp. Stuttgart, Cotta, 1894. Über den Gatten: G. M. de la Roche. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Von Rudolf Asmus. Karlsruhe, Lang, 1899. Vgl. ferner: Robert Hassencamp. Aus dem Nachlaß von Sophie von La Roche. (Euphorion V, S. 478, 488—490.) Daselbst auch zwei Briefe Heinses an sie vom 2. Mai 1796 und 17. Juli 1798.

101) Riedel erzählt das von sich in seiner (bereits in Anmerkung 73 zitierten) Verteidigungsschrift S. 337.

102) Über Heinse und Wieland vgl. Seuffert (s. Literatur unter Nr. 42) und Wachsmann (Literatur unter Nr. 62).

weihte ihn dabei in seine literarischen Arbeiten, Entwürfe und Pläne ein, sodaß damals niemand besser Bescheid über sein Schaffen wußte als Heinse. Es geht dies aus seinen Briefen an Gleim deutlich hervor.

Einen gründlichen Einblick in die Werkstatt eines erfolgreichen Autoren zu haben, ist für jeden werdenden Dichter von der größten Bedeutung. Im Gegensatz zu Frankreich (man denke, um nur ein Beispiel zu bringen, an die langjährigen Beziehungen Maupassants zu seinem strengen Lehrmeister Flaubert) gibt es in Deutschland keine sich von Künstler zu Künstler fortpflanzende Tradition der Form und der literarischen Technik. Jeder schult sich hier selbst, zum Nachteil seiner Kräfte, zum Vorteil – wenn man will – des Gesamtbildes der deutschen Literatur, die allenthalben auch in formellen Dingen oft bis ins Bizarre gehende Eigenheiten aufweist, freilich häufig verbunden mit Geschmacklosigkeit und technischer Unbeholfenheit, die dem durchschnittlich viel feiner empfindlichen Romanen so oft den Genuß an der deutschen Literatur verleidet. Manche unserer großen Erzähler haben sich deshalb in richtiger Erkenntnis dieser Schwächen an romanischen (besonders französischen) Meistern geschult, so Konrad Ferdinand Meyer.

Wieland war weit davon entfernt, jene Rolle eines Flaubert zu übernehmen. Dazu war er viel zu kleinlich und eifersüchtig und eitel in seinen eigenen Erfolgen. Heinses echte Bewunderung erfreute ihn. Er brauchte aber auch aus egoistischeren Gründen eine Jüngerschar um sich. Im Federkrieg gegen seine Widersacher war ihm Heinse ein brauchbarer Kämpfer. Auf Wunsch Wielands schrieb er einmal ein Dutzend Sinngedichte „zu einer gewissen Sammlung von Fazetien, die stechen sollten wie Dolche".[103] Mit Ausnahme von zweien, die ihm später wieder einfielen, erfuhr er ihr Schicksal nicht.[104] Formell hat Heinse von Wieland nicht viel gelernt. Wieland war kein peinlich feilender Stilist, mitunter eher ein nicht besonders sorgfältiger Vielschrieber. Aber auch von seiner aphoristischen Arbeitsweise, auf die wir später zurückkommen, ist Heinse durch ihn nicht abgelenkt worden. Heinse ist nie darauf verfallen, auf die Komposition einer Dichtung Wert zu legen und besondre Mühe zu verwenden.

---

[103]) Heinse IX, 39. Dazu Rödel S. 26 f.

[104]) Eins davon bei Schüddekopf II, 253: Auf einen Neider Wielands im Jahre 1770.

Als Schriftsteller und Dichter hatte Wieland bereits eine starke Wandlung hinter sich. Aus der christlichen Seraphik Klopstocks, der unwahren Tugendschwärmereien Richardsons und der ungesunden Melancholie Youngs hatte ihn seine materielle Sinnlichkeit gerettet. Antike und romanische Einflüsse kamen dazu, auf die einzugehen außerhalb unserer Aufgabe liegt.[105] Diese erstaunliche Häutung vom Asketen zum Faun geschah um 1760. Was Wieland vordem geschrieben hatte, war sehr bald vergessen. Hier kommen seine zwischen 1762 und 1771 erschienenen Werke in Betracht: die Shakespeare-Übersetzung (1762—66), Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva (1764), Die komischen Erzählungen (1765), Die Geschichte des Agathon (1766 f.), Idris und Zenide (1768), Musarion oder die Philosophen der Grazien (1768), Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens (1770), Combabus (1770), Die Dialoge des Diogenes von Sinope (1770), Die Grazien (1770) und Der neue Amadis (1771). Wie man sieht, ein sehr fruchtbares Schaffen.

Angeregt durch seinen persönlichen Verkehr mit Wieland, studierte Heinse alle diese Dichtungen. Zweierlei wirkte dabei besonders auf ihn, der Philhellenismus und die genußfreudige Lebensanschauung seines Meisters. Die Frivolität dieser Vorbilder drang in seine eigenen dichterischen Pläne ein. Das Leitwort der Antike: Homo sum, humani nil a me alienum puto ward von da an seine eigene offen eingestandene Devise.

Eins entging dem vollblütigen Heinse zunächst. In der Erotik der wielandschen Schriften macht sich frühzeitig eine gewisse senile Lüsternheit bemerkbar. Der Differenz zwischen dieser Eigentümlichkeit und dem wirklichen Leben Wielands schenkte Heinse keine Beachtung. Und doch wurzelt gerade darin der künstlerische und (wenn man bei einer Kunstbetrachtung das Wort anwenden darf) der moralische — moralisch hier im höchsten Sinne! — Mangel der Wielandschen Poesie. Der Erzähler der Episode vom Prinzen Biribinker hat der erotischen Strömung in der deutschen Literatur das Exequatur erteilt. Aber Wielands Erotik ist keine Gefühls-, sondern eine Gedankenerotik. Heinse dagegen gab sich

---

[105]) Über den Einfluß der Neuen Heloise usw. vergl.: Wieland und Rousseau. Von Timotheus Klein in: Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte, hrsg. von Max Koch, III, 425—480 und IV, 129—174. Eine maßgebende, das zahlreiche vorhandene Material zusammenfassende Wieland-Biographie fehlt noch.

wie er wirklich war. Seine starke Sinnlichkeit wurde in seinen Schriften unverfälscht wiedergeboren. Das erotische Element in der Kunst hat an und für sich seine volle Existenzberechtigung. Die Kunst ist eine Tochter der Liebe.[106] Nur muß das Erotische echt sein und nicht durch unkünstlerische Einflüsse beeinträchtigt und gemodelt. Wielands Rücksicht auf die konventionelle Prüderie hat verschämt kokettierende Lüsternheit hervorgebracht. Sie wirkt zweideutig. Und da sich sein eignes Liebesleben lediglich im Alkoven seiner braven Ehegattin abspielte, so produzierte er auch keine im Feuer der Phantasie umgegossenen Erlebnisse, sondern in sophistisch berechnender Gedankenarbeit künstlich fabrizierte Schlüpfrigkeiten. Ebenso boshaft wie treffend verspottet ihn schon Lenz:

Mopsus hatte nie
Erfahren in dem Stück als mit der Pantasie,
Doch hatt' er von den frühsten Kinderjahren
Gelesen und studiert, was andere erfahren,
Vom Naso zur Pücelle alles exzerpiert ...[107]

VI

Wie Heinse so waren alle, die zu seinem Erfurter Freundeskreise zu rechnen sind, in erster Linie Hörer und Schüler Wielands. Zu diesem kleinen Kreise gehörten außer den bereits mehrfach erwähnten Gleichmann[108] und Link noch: Andreä, Heinrich Joseph Schwarz (aus Wetzlar),[109] C. [?] G. Büeler (aus Rapperswyl in der Schweiz), Diehl (oder Diel, aus Frankfurt a. M.), Wolff (aus Olmütz), Giesberg (aus Ansbach), Pfaff, Scherf, Neelsen (aus Nordhausen). Später (1771) kam noch Friedrich August Clemens Werthes dazu.[110]

---

[106]) Ich weiß sehr wohl, daß ich hier auf der Seite der Minorität der europäischen Ästhetiker stehe. Vgl. Johannes Volkelt, System der Ästhetik I, S. 521.

[107]) Gedichte von Jacob M. R. Lenz. Herausg. von Karl Weinhold. Berlin, Wilhelm Hertz, 1891, S. 91, 25 ff.

[108]) Mit Gleichmann wohnte Heinse zusammen. (Heinse IX, 2.)

[109]) Über ihn: Euphorion III, S. 376 ff.

[110]) Ein Württemberger (1748–1817). Er kam 1774 in Düsseldorf im Jacobischen Hause nochmals mit Heinse in Berührung. Über ihn und seine Schriften s. Wurzbach, Biogr. Lexikon (Wien, 1887), Bd. 55, S. 132–134.

Am nächsten von diesen Studiengenossen stand ihm Andreä, der Jura studierte. Über sein Leben war bisher nichts bekannt. Dietrich Wilhelm Andreä ist geboren in Erfurt am 16. März 1749. Sein Vater war der sehr wohlhabende Kommerzienrat Johann Samuel Andreä, der von Erfurt nach Augsburg übergesiedelt war und dort ein Handelshaus gegründet hatte.[111] Dietrich Wilhelm Andreä war vom 1. Mai 1761 bis 23. September 1766 auf der Schule zu Pforta.[112] 1774 wird er urkundlich als Erfurter Bürger erwähnt.[113] Er starb am Nervenfieber am 27. November 1813 zu Erfurt[114] und hinterließ die Gattin, einen mündigen Sohn und vier Töchter. Wir besitzen einen einzigen Brief Heinses an ihn (vom 22. August 1772), zahlreiche andere sind wahrscheinlich verloren gegangen.[115]

Wir wüßten über den Geist dieses Kreises nichts, wenn nicht durch erhaltene Untersuchungsakten wider den Studiosus Joseph Schwarz ein merkwürdiges Licht über ihn und seine Genossen verbreitet würde.[116] Er wurde im Januar 1770 beim akademischen Konzil wegen Gotteslästerung denunziert. Im Protokoll steht ausdrücklich, Schwarz habe lediglich Wielandsche Vorlesungen belegt. Die Sache wurde auf Wielands Fürsprache und Zeugnis hin niedergeschlagen, jedoch ist sie einerseits ein Zeichen der klerikalen Intrigen gegen Wieland und die neu be-

---

[111]) Nach Heinse IX, 194 f. in Wien 1774 gestorben.

[112]) Nach den dortigen Akten.

[113]) Ein Bruder von D. W. Andreä war Johann Moritz Andreä in Augsburg, von dem der Erfurter Buchdruckereibesitzer Bartholomäus ein Originalporträt besitzt.

[114]) „Beim Amtsschreiber Glaß in der Futtergasse" (lt. Kirchenbuch der Barfüßerkirche zu Erfurt, Jahr 1813, Nr. 94).

[115]) B. Seuffert (Euphorion III, 378, Anm. 5) verwechselt unsern Andreä teilweise mit einem andern 1786 in elender Lage befindlichen, der durch Matthisson für eine Bibliothekarstelle empfohlen worden ist. Heinses Freund erbte 1774 „mindestens zweihunderttausend Gulden". Ob er mit dem Schriftsteller (Übersetzer) Dietrich Wilhelm Andreä, der nach Kaysers Bücherlexikon (1834, I, S. 62) am 25. Mai 1813 zu Erfurt gestorben sein soll, identisch ist, bleibt fraglich. In Wielands Briefen findet sich einer „an Andreä" aus Weimar vom 7. Februar 1776 (Ausg. Briefe von C. M. Wieland . . . Dritter Band, Zürich, Geßner, 1815, S. 247—249); die Identität dieses mit obigem ist wahrscheinlicher.

[116]) Abgedruckt bei Boxberger, S. 113—115.

rufenen Professoren (Riedel, Johann Friedrich Herel, Christian Heinrich Schmidt, Bahrdt), andererseits aber herrschten unter der Hörerschaft dieser Lehrer in der Tat stark freigeistige Ideen, deren Kult zweifellos den genannten Professoren nicht im vollen Umfange bekannt war und den sie vermutlich schon aus notwendigen egoistischen Gründen angesichts ihrer sowieso unsicheren Stellung kaum gebilligt hätten. Es will auch scheinen, als habe Wieland die Studenten, mit denen er persönlich verkehrte, einen nach dem andern von sich weggelobt, nicht allein aus gutmütiger Vorsorge, sondern zum Teil in kluger Beurteilung seiner Lage, vielleicht auch weil sie ihm ein wenig auf der Tasche lagen. Schwarz wurde auf seine Empfehlung hin im Juli 1771 Hauslehrer in der Familie von Laroche in Ehrenbreitenstein. Gleichmann, Link, Giesberg folgten im Winter 1771 dem nach Wien berufenen Riedel. Diehl ging alsbald nach Erlangen. Nur die Versuche, Heinsen irgendwo unterzubringen, mißlangen ihm. Er legte ihn aber wenigstens dem Vater Gleim in Halberstadt warm ans Herz, der ihn daraufhin am 29. Dezember 1770 unter die Schar seiner Günstlinge aufnahm und ihm leichteren Herzens als Wieland sofort die ersten Goldstücke, denen noch manche andre folgten, zukommen ließ.

Die Kollegien, die Heinse in Erfurt hörte, scheinen sich auf die Riedels und Wielands beschränkt zu haben.[117] Wieland eröffnete seine Vorlesungen am 3. Juni 1769 vor etwa 300 Hörern über die Geschichte der Menschheit nach Isaak Iselin.[118] Er hielt sich nur wenig an sein Vorbild, ja er soll geäußert haben, er habe das Kollegium angeschlagen, ohne Iselin selbst genau zu kennen.[119] Späterhin las er über die Geschichte der Philosophie, sowie über die allgemeine Theorie der schönen Künste und erklärte einige Lustspiele des Aristophanes und die Briefe des Horaz. Auch gab er eine historisch-kritische Übersicht über die ersten Autoren der Weltliteratur.[120]

Durch Riedel ist Heinse zuerst näher auf Ariost und Petrarca hinge-

---

117) In den Wintersemestern besuchte Heinse allerdings die Hörsäle eifriger, weil er zu Hause fror. (Heinse IX, 9.)

118) Iselin (1728—1782), kurz charakterisiert von Hettner III, 2, S. 368 ff.

119) Historisches Taschenbuch . . . herausg. von Friedrich v. Raumer, X, S. 427, Anmerk.

120) Döring, Wielands Leben, S. 52.

lenkt worden.[121] Daneben beschäftigte er sich mit Vorliebe mit der französischen Literatur des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts, so daß er sich mit Montaigne, Bayle, Voltaire, Montesquieu, Helvétius, Diderot, Rousseau u. a. bekannt machte. Auch seine Studien in der erotischen Literatur aller Zeiten entbehrten keineswegs der Gründlichkeit, wie die Erwähnung folgender Autoren und Bücher (in seinen ersten Schriften) beweist: Ovid, Petron, Luzian, Apulejus, Aretin, Meursius, Boccaccio[122], della Casa, Hamilton[123], Brantôme (Vie des dames galantes), Lafare, Chaulieu[124], Lafontaine, Crébillon fils (Tanzai et Néadarné, Le Sofa), Diderot (Bijoux indiscrets), Dorat (Les Baisers), Grécourt[125], Piron, Vergier, Verville (Le moyen de parvenir), das Heptameron der Königin von Navarra, Thérèse philosophe[126], Gedichte im Geschmacke des Grécourt, Rost u. v. a. Heinses literarisches Ideal war um diese Zeit, „ein zweiter Luzian" zu werden.[127]

VII

Neben seinen mehr oder minder fleißigen Studien versuchte sich Heinse in Erfurt auf vielseitige Weise literarisch zu betätigen. Seine ersten poetischen Versuche reichen weit zurück. Wir wissen, daß er während seiner Schleusinger Schulzeit im Jahre 1763 ein Geburtstags-Carmen auf die Serenissima von Schwarzburg-Sondershausen verfertigt hat, auf das ein (gewiß erhofftes) landesmütterliches Stipendium von 75 Talern nicht ausgeblieben war.[128] In seinem ersten Brief an Gleim vom 18. November 1770 erzählt er, um 1759 habe er im Banne der heimatlichen Wälder, in denen er die Tage vergrübelte und verträumte, „Jagdlieder"

---

[121]) Durch Hinweis auf: M. Johann Nic. Meinhard, Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter. 3 Teile. Erste Ausgabe 1763, neue Auflage Braunschweig, 1774.

[122]) Ihn nennt Heinse „einen Wohltäter der Menschheit".

[123]) Comte Antoine d'Hamilton, Histoire de Fleur d'Epine, 1757, u. a.

[124]) Oeuvres de l'abbé de Chaulieu, 1724.

[125]) Heinse nennt ihn den „sechssinnigen Grécourt".

[126]) Ou Mémoires pour servir à l'histoire de Docteur Dirray et de Mlle. Eradice, 1748.

[127]) Noch 1774, vgl. Heinse XI, 181. [128]) Archiv X, 376.

gedichtet.[129] Damals sei ihm Hofmanswaldau in die Hände gefallen.[130] Von diesen Jugendgedichten ist uns nichts erhalten. In einem Aufsatz im VI. Stücke des Thüringischen Zuschauers von 1770[131] findet sich zwar ein mit „Z" — der Dichter schrieb sich damals, wie wir bereits wissen, „Heinze" — signierter Aufsatz von „Vom Jagdgedichte", der zweifellos aus Heinses Feder stammt; aber von den beiden in sie (S. 86 ff.) verflochtenen Gedichten vermag ich unserm Dichter keins zuzuschreiben. Sie klingen im Vergleich zu den bestimmt von Heinse herrührenden gleichzeitigen Versen zu weich, zu sentimental. Wahrscheinlich ist Heinses Freund und Mitherausgeber des Zuschauers, J. G. C. Gleichmann, ihr Verfasser, zum mindesten des ersten, das wesensverwandt mit der mit „G" gezeichneten „Jagdidylle" und dem Gedicht „Die Jägerin verweist es ihrem Jäger . . ." erscheint, die wohl sicher beide Gleichmanns Eigentum sind.[132]

Zwei andere Gedichte, das bereits einmal zitierte (S. 34) mit dem Titel „Empfindungen" (1766 datiert) und „An meinen Freund Tr.[133] am Tage meiner Geburt . . . 1767" lassen einen sichereren Rückschluß auf den Charakter von Heinses Jugendversen zu.[134] Einen besonderen poetischen Wert kann man ihnen nicht zusprechen.

In die Erfurter Zeit (Ende April 1768 bis Ende September 1771) fällt nun die Entstehung folgender Arbeiten und Dichtungen Heinses:

1. Sinngedichte (teilweise zuerst im Thüringischen Zuschauer veröffentlicht),
2. fünf Dialoge,
3. Himmel und Hölle der Weisen (ungedruckt geblieben und verloren gegangen),[135]

---

129) Heinse IX, 5.

130) Schüddekopf I, 213 erwähnt hierzu die „Amazonenlieder" Weißes (1760).

131) S. unter Literatur Nr. 7.

132) Im VIII. Stück, S. 124 ff. und im XII. Stück, S. 204 ff.

133) Rödels Ergänzung dieses Namens in „Tressel" (S. 10) ist eine unbeweisbare Vermutung.

134) Beide bei Schüddekopf II, 249 ff. und 254 ff.

135) Wieland schreibt am 6. Juli 1771 an Gleim: „. . . er [Heinse] will Ihnen ein neues Manuskript schicken, nicht um es drucken zu lassen (denn Sie werden finden, daß es nicht imprimabel ist), sondern weil er Sie dadurch zu

4. Elysium (im Winter 1772—73 zur „Laidion" umgearbeitet),
5. Beiträge für gewisse von Riedel und seinen Freunden herausgegebene Zeitschriften,
6. einige Aufsätze für den Thüringischen Zuschauer,
7. Anteile an Pamphleten des Riedelschen Kreises.

Von diesen Werken sind die unter 5 und 6 genannten reine Brotarbeit. Sie kommen für die Entwickelung des Dichters nur soweit in Frage, als in ihnen stellenweise seine damalige Ideenwelt hindurchblickt. Lediglich deshalb und auch weil bisher noch niemand auf diese Beiträge zu sprechen gekommen ist, sei ihnen eine kurze Betrachtung eingeräumt. Eng verbunden mit Heinses Bemühen, sich auf ehrliche Weise Geld zu erwerben, ist seine bedenkliche Tätigkeit als heimlicher Pamphletist. Hierüber wird noch eine eingehendere Untersuchung anzustellen sein, als sie im engen Rahmen unserer Aufgabe erlaubt ist. Heinse befand sich in den Jahren 1768 bis 1772 in einem stürmischen chaotischen revolutionären Zustand. In Erfurt war er einer katilinarischen Existenz sehr nahe. Vielleicht war es allein die persönliche Gegenwart Wielands, die ihn wenigstens so weit im Zaume hielt, daß er sich nicht wie sein Freund Gleichmann völlig kompromittierte. Sobald er aber aus dem Bannkreis seines Präzeptors heraus war, machte sich sein bis dahin unterdrückter Freigeist alsobald einmal ordentlich Luft. Die Quintessenz dieses aufschreienden Rebellentums kristallisiert sich in der Einleitung und den Anmerkungen der Petron-Übersetzung. Das ist der wahre Heinse von 1772! Wie unglaublich verkennen ihn seine beiden Biographen, indem sie ihn als verführtes Schäflein hinstellen!

---

amüsieren hofft. Es heißt „Himmel und Hölle der Weisen" und ist ein profanes, witziges, schnackisches, seltsames Ding, voll Genie, voll guter und schlechter Sachen, sehr leichtfertig und heidnisch, aber so unterhaltend, daß man es nicht weglegen kann, bis man damit fertig ist . . ." (Ausgewählte Briefe III, 64). Seuffert (Euphorion III, 725 f.) bringt dieses verloren gegangene Opus mit den Schmettauschen Pamphleten (vgl. S. 66 u. 71 f.) in Verbindung. Davon kann schon deshalb keine Rede sein, weil Heinse seine Mitarbeiterschaft an Pamphleten vor Gleim und Wieland sorglich geheim gehalten hat. Vermutlich handelt es sich hier um eine übermütige Satire, die mit freigeistigen und religionsfeindlichen Bestrebungen nicht das geringste zu tun gehabt haben kann, vielleicht eher um eine literarische Persiflage.

In seinem (bereits erwähnten) Briefe an Walch vom 9. Oktober 1768 schreibt Heinse: „Ich und Gleichmann arbeiten an einigen Monatsschriften mit und bekommen für einen Bogen einen Dukaten. Wir haben es der Vorsorge des Herrn Riedel zu verdanken.“ [136]

Die Zeitschriften, die hier in Frage kommen, sind im wesentlichen folgende:

Philosophische Bibliothek, herausgegeben von Friedrich Just Riedel, (Halle, verlegt bei Johann Justinus Gebauer, 1768 ff., 4 Stück, 8⁰). [137]

Erfurtische Gelehrte Zeitung (Erfurt, 1769 f.). [138]

Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften (Halle, 1768 ff. 8⁰), herausgegeben von Klotz.

Bibliothek der elenden Scribenten (1768 ff. 8⁰).

Die Klotzsche Bibliothek ist bereits bei der Differenz zwischen Heinse mit seinem ehemaligen Lehrer Walch erwähnt worden. Ob und in welchem Maße Heinse wirklich Mitarbeiter dieser stattlichen Zeitschrift gewesen ist, entbehrt noch des Nachweises. An der Riedelschen Philosophischen Bibliothek ist seine Tätigkeit höchst wahrscheinlich, kaum zu bezweifeln aber an der „Bibliothek der elenden Scribenten“, einem periodischen Pasquill von bedenklichem Genre, dessen heimlicher Leiter Riedel war. [139] Die „Bibliothek der elenden Scribenten“ richtete sich gegen den „Antikritikus“, [140] — heute würde man „Kritik der Kritik“ formulieren, — eine Zeitschrift, die gegen die Klotz-Riedelsche „Zeitungsbuden und Journalfabriken“ [141] anzukämpfen suchte. Riedel hielt sich hinter den Kulissen verborgen. Sein eifrigster Vorkämpfer war Gleichmann, während sich Heinse nicht so recht hervorwagte. Diese auf beiden Seiten fanatisch und

---

[136]) Heinse IX, 2.

[137]) Vollständiges Exemplar in der Universitätsbibliothek zu Halle.

[138]) Ein Exemplar des Jahrgangs 1769 in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

[139]) Der Titel ist eine Reminiszenz an: Die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Skribenten, gründlich erwiesen . . . . 1736 in der Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften [von Christian Ludwig Liscow], Frankfurt und Leipzig, 1739, S. 473—574.

[140]) Der Antikritikus. [Motto:] Semper ego auditor tantum? Juvenal. Erstes (bis sechzehntes) Stück. Lübeck, bey Donatius, 1768 f. 8⁰. (Exemplar in der Universitätsbibliothek zu Halle.) Eine (parteiische) Art Geschichte der ganzen literarischen Fehde findet man im 8. und 16. Stücke; vergl. dazu Allgemeine Deutsche Bibliothek X, 128 ff.

[141]) Antikritikus II, 624.

wenig ritterlich geführte Fehde zog sich durch die Jahre 1768 und 1769 hin, bis sie im wesentlichen wohl durch den Tod zweier Hauptgegner Riedels (Ziegra und Wichmann) beendet wurde.

Das erste Stück der „Bibliothek der elenden Scribenten" ist 1768 (angeblich in Frankfurt und Leipzig) erschienen. Im ganzen existieren wohl sieben Stücke (1768 bis 1771).[142] Heinses Mitarbeiterschaft am ersten Stück ist gerüchtweise überliefert.[143] Im dritten, von Riedels Gegnerschaft verfaßten Stück (London und Halle 1769) wird Heinse namentlich genannt: einmal als „Pränumerant" und zwar als „Monsieur Heinze, Bursche daselbst [d. h. in Erfurt]", dann im Inhaltsverzeichnis: „Heinze, hat pränumeriert" und drittens im Text auf S. 46: „Hr. Professor Riedel in Erfurt arbeitet in Gesellschaft Hrn. Gleichmanns, Linkens und Heinzens an der Compilation des zweyten Teils seiner Theorie der schönen Künste, gedenket aber denselben nicht eher drucken zu lassen, als bis er das bereits im Voraus verzehrte Honorarium füglich entbehren kann. Einstweilen will er nach Italien reisen, um zu Florenz die Mediceische Venus anzubeten und sich in Rom zu Winckelmanns Abtey zu melden. Wir wünschen ihm eine glückliche Reise. Monsieur Gleichmann hat sich entschlossen, zum Trost seiner armen Seele Jungfer Sammtsusen zu heirathen; er wird mit ihr

---

[142]) Stücke 2 und 4 sollen einen gewissen Wilke (aus der Partei der Gegner) zum Urheber haben, Stück 3 rührt von Mitarbeitern des „Antikritikus" her usw. Das erste Stück wurde am 13. Oktober 1768 in Leipzig konfisziert, im März 1769 auch in Jena. Die von Riedel und Genossen verfaßten Fortsetzungen des 1. Stückes sind: Museum der elenden Scribenten. Frankfurt und Leipzig [Halle bey Curt], 1768 (8⁰, 80 S.) und: Briefe scurrilischen Inhalts. Eine Beylage zur Bibliothek der elenden Seribenten . . . Erster Theil. [Erfurt, Straube.] 1769. (8⁰, 8 + 87 + 1 S.) Der Vollständigkeit halber seien noch genannt: 1. Beyträge zum wohlverdienten Ruhme der sogenannten besten Köpfe Deutschlands. Frankfurt und Leipzig, 1769, 8⁰, VI + 32 (ab 7 nummeriert) S. — 2. Yorik und die Bibliothek der elenden Scribenten. An Herrn H***. [Motto:] Quem semel arripuit, tenet occiditque legendo. 1768, 8⁰, 16 S. — 3. Anmerkungen über die seit einiger Zeit herausgekommenen Sechs Theile der Bibliothek der elenden Scribenten, womit die gelehrte Welt bereichert worden . . . 1771, 8⁰, 35 S. (Alle diese seltenen Pasquille in der Universitätsbibliothek zu Halle vorhanden.)

[143]) Meusel, Lexikon der von J. 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller. Leipzig, 1811, Bd. XI, S. 307.

die Märkte beziehen und Memento mori feil haben.[144] Vermutlich wird er die Bibliothek der elenden Scribenten zugleich mit verhandeln."

Diese Erwähnung ist um so interessanter als Heinse darin zum ersten Male öffentlich als schriftstellerisch tätig erwähnt wird: Heinse zwar nicht der Dichter, sondern der anonyme Pamphletist.

Wahrscheinlich rühren von ihm her die Beiträge (I. Stück, S. 13 bis 22): „Der Antikritikus, ein Heldengedicht in fünfzig Büchern, Lübeck, bey Donatius, 2560 S. in 4°", sowie (S. 23—28): „Kriegslieder".[145] Stilistische Beweise für Heinses Urheberschaft lassen sich an diesen offenbar flüchtig hingeworfenen Versen kaum erbringen, aber aus der ganzen Art der Erwähnung Heinses und Gleichmanns im III. Stück geht hervor, wie gut man im gegnerischen Lager über diese beiden Hauptmitarbeiter Riedels unterrichtet war. Die Anspielung auf Riedels durch Winckelmann angeregte Schwärmerei für Italien und die Antike erinnert übrigens fast wörtlich an Heinses spätere eigene Worte am Schlusse seiner Einleitung zur Petron-Übersetzung.[146]

Wenden wir uns zum „Thüringischen Zuschauer", einer Wochenschrift, herausgegeben von Heinse und Gleichmann, vielleicht unter gelegentlicher Mitwirkung anderer Erfurter Freunde. Das erste Stück, zu Be-

[144]) Memento mori an den Antikritikus. Von J. G. C. Gleichmann. Erfurt, 1768, 38 S., 8°. In einer Anzeige in Klotz' Bibliothek wird diese Schrift als eine „Satire im Liscowschen Stil" bezeichnet. Im Antikritikus dagegen (II, 624) wird Gleichmann ein „armer verführter Student" und „ein neuer Schwanzstern am Klotzischen Ehrenhimmel witziger Köpfe" genannt und sein „Studentenwerkchen" übel verrissen. Auch die Allg. Deutsche Bibliothek (X, 123) wehrt es ab: „Diese Schrift, die die Hallische Zeitung als eine liskovische Satyre ausposaunt hat, ist eine elende Scharteke voll Studentenwitz und grober Angriffe." Vorher war erschienen: Briefwechsel des Herrn Professor Riedel mit dem Antikritikus. Herausgegeben von J. G. C. Gleichmann. Erfurt, 1768, 8°.

[145]) Zweifellos rühren vom Verfasser dieser „Kriegslieder" fernerhin her: Neue Kriegslieder mit Melodien . . . Leipzig, Kassel und Zwätzen [Halle, Curt], 1769, 8°, 16 (unnum.) + 70 S. und eine Notenbeilage. (Ein Exemplar dieses seltenen, stellenweise witzigen Pamphlets in der Universitätsbibliothek zu Halle.)

[146]) „Geschrieben in Augsburg im Mai 1772 während meiner Reise nach Italien, um den Winckelmannischen Apollo zu sehen." (Heinse II, 23.) Es ist hiernach kein Wunder, wenn Heinse trotz der Anonymität seines Petrons sofort als Urheber dieser Übersetzung erkannt worden ist.

ginn des Jahres 1770 erschienen, enthält eine Vorrede von Riedel. Nach dem XIII. Stücke (Ende März 1770) mußte die Zeitschrift, von der die einzelne Nummer je einen Groschen gekostet hatte, offenbar aus finanziellen Gründen ihr Erscheinen wieder einstellen.[147] Heinse scheint der eifrigste Mitarbeiter gewesen zu sein. Vier der hier zum ersten Male gedruckten Heinseschen Gedichte finden sich später, mehr oder weniger verändert, in seinen Sinngedichten[148] wieder, eins in einem Briefe an Gleim.[149] Neun weitere Gedichte, völlig im Stile der Heinseschen Sinngedichte, kann man ihm ohne Bedenken ebenfalls zuschreiben.[150] Von den Aufsätzen rühren die Briefe zweier Schwestern über die Liebe (im VII. bis XII. Stück) zweifellos von Heinse her, obgleich nur die Anmerkungen mit „H." signiert sind. Ein einziger Satz (S. 142) sei daraus zitiert: „Hören Sie Miß Sara Sampson oder Romeo und Julia aufführen und nach dem fünften Akte hören Sie die zärtlichste Musik von einem Jomelli oder einem andern Meister, der in der allgemeinen Sprache der Töne ein Sprachmeister ist, aber von Virtuosen spielen, die selbst fühlen können, was zärtlich ist; und wenn Ihnen nicht Seele und Herz aus dem Leibe schmelzen wollten und wenn nicht fünfmal geläuterte Tropfen durch Ihre Nerven zittern und wenn diese bittre Wonne, so Sie bei dem Tode Juliens gefühlt haben, Ihnen nicht — wie ein schweres Ungewitter die Nacht mit Blitzen schlägt — mit jedem starken Ton zehnmal heftiger wieder ins Herz zurückschlagen wird, so haben Sie entweder keine Ohren oder — ich habe kein menschliches Gefühl. Die Musik reinigt die Seele von andern Leidenschaften, aber die Hauptleidenschaft bleibt sitzen, und diese nährt und verstärkt sie; es kommt freilich viel auf die Art der Musik an. Eine kriegerische Musik wird bei einem Verliebten nicht die Wirkung tun wie eine wollüstige Opernarie von Jomelli oder Galuppi, wenn sie noch dazu von einem reizenden Mädchen gesungen wird, oder

[147]) Es sind nur 2 Exemplare vom „Thüringischen Zuschauer" bekannt, von denen sich eins in der Universitäts-Bibliothek zu Halle, das andere nach einer Mitteilung des Prof. Schüddekopf in Prag befindet.

[148]) Sinngedichte von Wilhelm Heinse. Halberstadt, bey Johann Heinrich Groß, 1771. 8°, 64 S.

[149]) Zu finden bei Schüddekopf II, 249 ff. (Auch in Heinse I.)

[150]) Die Überschriften aller 14 Gedichte sind Seite 9 unter Nr. 7 aufgeführt; Heinse I wird ihren Neudruck bringen.

eine entzückende Melodie, wornach eine Grazie im Tanze dahinschwimmt und bei jeder Bewegung Reize zeigt, die die Jugend nicht nur verwunden, sondern mit dem süßesten Gifte töten. Eine solche Musik verjagt die Vernunft von ihrer Wache, gießt Tumult und Sturm ins Herz, und wenn die Gelegenheit da ist, so kömmt der alte Adam geschlichen. Doch rede ich hier von Zuhörern, die eine gute Anlage, einen ziemlichen Hang zur tierischen Liebe haben. Ein halber Platoniker freilich wird haben:

Über Sternen den Geist,
doch auch — den Fuß im Staube."

Das hat kein anderer als Heinse geschrieben.[151]

Ebenso sicher stammt — wie bereits (S. 51) erwähnt — ein anderer Aufsatz „Vom Jagdgedichte" von Heinse.[152] Auch die Beiträge „Von den Sitten. Eine Rhapsodie" (im II. Stück) und „Von der Vorhersehung[153] (im I. und III. Stück), beide mit „S" signiert, deuten vielfach auf Dinge und Bücher[154] hin, die Heinses damaligem Ideenkreis völlig entsprechen. Auch die Art, wie sich der Verfasser öfters durch Einwürfe des Lesers unterbrechen läßt, ist echt heinsisch.[155]

Im Gegensatz zu allen diesen eben erwähnten Arbeiten sind Heinses D i a l o g e kaum als Brotarbeit anzusehen. Sie sind vielmehr aus dem Wunsche, ein Buch auf den literarischen Markt zu bringen, das sich sehen lassen könnte, entstanden. Aus Briefen geht hervor, daß er zwei Dialoge nebst seinen Sinngedichten im Manuskript erst Wieland, dann (im Novem-

[151]) S. 136 werden die Hogarthschen Schlangen- und Wellenlinien erwähnt, ebenso in Heinses Einleitung zur „Laidion" (Heinse III, 9). Heinse beschäftigte sich gerade damals mit Hogarth, den er vielleicht in der Übersetzung von C. Mylius (Berlin, 1754) kannte. Lessing (Werke, ed. Muncker. V, 368, 405 ff., 413) hat diese Übersetzung besprochen. (Vgl. Jessen S. 5.) Einen weiteren Beweis bringt die Anmerkung 170 auf S. 61.

[152]) Zuschauer S. 81—92, auch nach Schüddekopfs Meinung (Schüddekopf I, 213).

[153]) d. h. Über den Aberglauben.

[154]) S. 20: „man nehme zum Beispiel Petrons Satyrikon. Wer will ihn der Laster beschuldigen, die er hier in einer so reizenden Sprache beschreibt! Das wäre Sünde, und es würde sehr boshaft sein, wenn man es ebenso mit den Crébillons und Fieldingen machen wollte. Und warum muß ich denn eben die Sitten haben, die mir an dem Helden eines Romans gefallen?"

[155]) S. 17, 22, 81. Vergl. dazu Heinse II, 4.

ber 1770) Gleim übergeben hat.[156] Es galt einen Verleger zu finden. Für die Sinngedichte gelang dies Gleims Bemühungen, die Dialoge dagegen blieben bei Lebzeiten des Verfassers ungedruckt. Wie alle seine Schriften waren sie rasch hingeschrieben worden. „Ich erstaune bis jetzt noch darüber", schreibt er am 23. August 1771 an Gleim, „wie ich diese zween Teile Dialoge binnen acht Wochen und das Elysium[157] binnen vierzehn Tagen in den erbärmlichsten Umständen wie ein Gefangner bei Wasser und Brot, von wahrer Kanaille umgeben, habe machen können. Selbst Wieland ... rief oft bei dem letztern aus: Es ist was mirakuloses!"[158]

Diese beiden Dialoge:

1. Vom musikalischen Genie und von der pathetischen Musik. J. J. Rousseau und N. Jomelli,[159]
2. Die Prinzessin ***,[160] Metastasio und die Grazien,

sind zusammen mit einem dritten: „Über musikalische Bildung" im Jahre 1805 durch J. F. K. Arnold unter dem Titel „Musikalische Dialogen" veröffentlicht worden. Ihre Echtheit ist sofort bei ihrem Erscheinen bezweifelt worden,[161] während man heute zu der Ansicht neigt, daß sie tatsächlich von Wilhelm Heinse herrühren,[162] wenn sich der Herausgeber auch gewisse – geringfügige – Änderungen am Text erlaubt haben

---

[156]) Heinse IX, 8. Wieland an Gleim (18. XI. 1770) bei Schober S. 180 f. (wo irrtümlich 18. IX. 1774 steht).

[157]) Die Urfassung der „Laidion".

[158]) Heinse IX, 26.

[159]) Dieser erste Dialog ist nicht durchweg selbständig. Heinse sagt in einer Vorbemerkung selbst, er sei eine Übersetzung. Vielfach kommen Zitate aus Rousseaus Schriften vor, vorzüglich aus seinem Dictionaire de Musique, Paris, 1767 (Oeuvres complètes de J. J. Rousseau, Paris, Hachette, 1903, Bd. VI, 322 ff. und VII).

[160]) Heinse scheint die regierende Fürstin von Sondershausen, „eine Kennerin und dilettanta von Musik", im Sinne gehabt zu haben. (Vergl. dazu Schüddekopf I, 216.) Sicherlich hat aber Hans Müller (S. 568) unrecht, wenn er den zweiten Dialog in Verbindung mit Frau v. Massow bringt. Die Dialoge sind auf keinen Fall erst in Halberstadt entstanden.

[161]) Neue Leipziger Literatur-Zeitung vom 5. August 1805, 101. Stück, S. 1601. Laube, S. LXXXVI.

[162]) Nödel (S. 33) hält nur die beiden ersten Dialoge für echt, Hans Müller (S. 565 ff.) ist geneigt, alle drei dafür zu erklären.

mag. So ist es seltstverständlich unmöglich, daß Heinse 1769 oder 1770 — wo diese Dialoge entstanden sind — in seiner Einleitung (S. 13) die Namen „Kant, Fichte und Schlegel" genannt haben kann. Offenbar hat Arnold die hier im Manuskript stehenden uns unbekannten Namen für zu unmodern gehalten und durch mehr zeitgemäße ersetzt. Ebenso möchte ich bezweifeln, daß in der Originalhandschrift zu Anfang des dritten Dialoges „der göttliche Salieri" gestanden hat. Antonio Salieri (1750 – 1825), von Heinse auch später nur wenig und nicht besonders hervorhebend erwähnt, ist erst 1770 mit seiner Oper „Le donne letterate" hervorgetreten.

Die Beurteiler, die diese Dialoge für unecht halten, stoßen sich vor allem an der geheimnisvollen Art und Weise, auf die Arnold in den Besitz des Manuskripts gelangt sein will. Er erzählt nämlich in seiner Einleitung, er habe die s. Zt. von Heinse in Erfurt zurückgelassene Handschrift der Dialoge von einem Erfurter Jugendfreunde Heinses, mit dem er „vor einigen Jahren" eng befreundet gewesen sei, erhalten, um sie „zu benützen und unter irgend einer Gestalt erscheinen zu lassen". Er habe nicht gewagt, etwas an dem Werke zu ändern; es existiere auch noch ein vierter Dialog „Über das sinnliche Vergnügen", in dem sich Epikur und Leontium unterhielten.

Der ominöse Jugendfreund dürfte kaum ein anderer als Heinses Erfurter Intimus Dietrich Wilhelm Andreä gewesen sein.[163] Er hat dauernd in Erfurt gelebt und kann sehr wohl mit Arnold eng verkehrt haben. Auffällig nur bleibt es, warum sich Arnold[164] trotz seiner Herausgeberabsichten nicht genauer über die gemeinsame Studentenzeit Heinses und Andreäs bei letzterem erkundigt hat. Er verlegt sie und damit die Entstehungszeit der Dialoge nämlich (S. 6) in die Jahre 1776 und 1777.[165] Aber gerade diese Unwissenheit über Heinse — den er übrigens völlig

---

[163]) Vergl. S. 48.

[164]) Ignaz Ferdinand Karl Arnold (1774 – 1812), in Erfurt, ein Vielschreiber, war nach der Allg. D. Biographie Universitäts-Sekretär. Er hat (vielfach anonym) musikalische Schriften, die Hans Müller (S. 566) liebevoll beurteilt, ortsgeschichtliche Beschreibungen und — Schauerromane veröffentlicht. (Meusel, Gel. Teutschland, Bd. 9, 13, 17 und 22).

[165]) Nur macht Arnold die richtige Bemerkung, Heinse habe sich von seinen damaligen armseligen Verhältnissen durchaus nicht niederdrücken lassen.

korrekt „Heinze" schreibt — und seine Lebensumstände (im Gegensatz zur Kenntnis seines halbreifen Ideenkreises von 1770, seiner Belesenheit, seiner Lieblinge und seiner Stimmung von damals) spricht für die Echtheit seiner Publikation. Arnold müßte ein genialer Fälscher gewesen sein, wenn er diese drei Dialoge verfertigt hätte. Hans Müller hat bereits eingehend nachgewiesen, daß all das, was in ihnen über Musik und Musiker gesagt wird, durchaus heinsisch ist.[166] Genau so verhält es sich mit dem, was in den Dialogen über Dichter, Philosophen und Maler gesagt wird.

In den Dialogen werden (die Musiker abgerechnet) folgende Namen erwähnt: Homer, Anakreon, Alkäos, Aristipp, Sokrates, Platon, Isokrates, Euripides, Aristoteles, Xenophon, Pindar, Apulejus, Cäsar, Horaz, Virgil, Cicero, Ovid, Petron, Cervantes, Huart, Shakespeare, Milton, Fielding, Swift, Pope, Ariost, Petrarca, Metastasio, Scarron, Diderot, Voltaire, Corneille, Helvétius, Rousseau, Gresset, Grécourt, Cartesius, Newton, Mengs, Winckelmann, Lessing, Baumgarten, Uz,[167] Gleim, Weiße, E. v. Kleist, Hagedorn, Ramler, M. Mendelssohn, Kästner, Klopstock, Haller, Albin, dazu Sappho und Ninon de Lenclos.

Kein einziger dieser Namen kommt nicht auch in anderen Schriften Heinses bis 1775 vor. Es steht vielmehr ganz und gar eine für den jungen Heinse typische Auslese vor uns.

Was die u. a. von Laube aufgeworfene Frage betrifft, warum Heinse das Manuskript in Erfurt zurückgelassen habe, so sei festgestellt, daß es sich Ende September 1771, als Heinse Erfurt verließ, entweder bei

---

166) Hans Müller, S. 567 ff.

167) Das in den 3. Dialog eingefügte Gedicht ist nicht von Heinse, sondern von Uz; es findet sich in: Lyrische und andere Gedichte von J. P. Uz. Dritte verb. Auflage, Leipzig, 1756, S. 18, betitelt ein „Traum". Die nicht ganz zitierte letzte Strophe lautet:

> Sie fing nun an — o Freuden! —
> Sich vollends auszukleiden:
> Doch ach, indem's geschiehet,
> Erwach' ich und sie fliehet.
> O schlief ich doch von neuem ein!
> Nun wird sie wohl im Wasser sein.

In der dritten Zeile der dritten Strophe druckt Arnold übrigens „kein" statt „mein". Heinse zitiert nach der Erstausgabe von 1749, die im 6. Vers der 3. Strophe eine kleine Variante hat.

Gleim in Halberstadt oder beim Verlagsbuchhändler Groß ebenda befunden haben muß. Noch am 17. April 1772 fragt Heinse bei Gleim an, ob Groß die Dialoge herausbrächte oder nicht.[168] Von da ab wird das Manuskript niemals wieder (bis 1805) erwähnt. Höchstwahrscheinlich hat es Gleim an Andreä nach Erfurt geschickt.[169]

Zwischen Wieland, Gleim und Heinse ist nur von zwei Dialogen die Rede. Da Andreä deren vier gehabt hat — die Existenz des vierten verschollenen ist nicht zu bezweifeln[170] — so wäre es auch möglich, daß Andreä überhaupt eine besondere Abschrift aller von Heinse verfaßten Dialoge besessen hat.[171]

Der dritte Dialog, der mehrfach Schulreminiszenzen enthält, scheint mir vor den andern dreien entstanden zu sein, vielleicht unmittelbar nach der Schleusinger Zeit. Wahrscheinlich hat ihn Heinse 1770 schon nicht mehr für druckwürdig erachtet und ihn deshalb Wieland und Gleim vorenthalten. Somit hat Arnold im Jahre 1805 Heinsen sicherlich einen schlechten Dienst erwiesen, als er die Dialoge veröffentlichte. Heute hingegen muß man ihm dankbar sein, da das Manuskript ungedruckt genau so verschollen wäre, wie es trotz des Druckes geschehen ist. Die Dialoge sind uns ein wertvolles Hilfsmittel zur Kenntnis des jungen Heinse.

Mit dem Drucke der Sinngedichte, die in einer von ihm bewirkten Auslese im September 1771 erschienen,[172] erfüllte Gleim Heinses Wunsch,

---

[168]) Heinse IX, 60.

[169]) Ähnlich Heinse an Gleim am 8. Juli 1772: „Sollten Sie mir etwas zu sagen haben, so bitt' ich Sie nur, Ihren Brief bei Herrn Andreä in Erfurt auf dem wenigen Markt abgeben zu lassen . . ." (Heinse IX, 76). Daß Heinse Manuskripte in Erfurt zurückgelassen hat, geht auch aus Heinse IX, 39 hervor.

[170]) Leontium wird von Heinse mehrfach erwähnt, u. a. im Thüringischen Zuschauer (S. 148) unter Hinweis auf Bayles Wörterbuch: sub Leontium, Lais, Phryne. Durch diesen charakteristischen Hinweis auf Bayle, der sich in einer Anmerkung der Laidion (Heinse III, 56) wiederholt, wo es heißt: „Man lasse sich vom Bayle unter dem Titel „Lais" überzeugen usw." erhalten wir einen Beweis, daß Heinse die Briefe über die Liebe im „Zuschauer" verfaßt hat.

[171]) Ein fünfter, ebenfalls verlorener Dialog „Zoroaster" (vom Jahre 1770) wird Heinse IX, 145 erwähnt.

[172]) Vergl. Anmerkung 148.

ein erstes Buch von sich selber zu sehen. Autoren, die als Erstlinge Gedichte in die Welt setzen, deren Druck sie selber oder irgendein gutmütig-kritikloser Gönner, wie hier Gleim, bezahlt, sind ausnahmslos eitel. Diese kleine Eitelkeit an Heinse zu konstatieren, — die satirische Ader in ihm ist uns bereits bekannt, — ist das einzige Ergebnis, das die Betrachtung der Sinngedichte für diese Studie ergibt. Einen dichterischen oder menschlichen Wert haben sie nicht. Ihr Erfolg bei Heinses Zeitgenossen war gleich Null.[173]

Ein um so wertvolleres Dokument von Heinses während der friedlosen Erfurter Zeit zurückgedrängtem sehnsüchtigen Innenleben würde uns sein „Elysium" sein, wenn wir die um 1770 konzipierte und niedergeschriebene Urfassung der „Laidion" besäßen. Trotz seines mannigfachen Verkehrs mit seinen akademischen Lehrern und Studienfreunden war Heinse in Erfurt — wie zumeist in seinem ganzen Leben — innerlich ein Einsamer. Oft genug mag er sich aus der „Kanaille, die ihn umgab", vergeblich hinausgesehnt haben in die ätherischen Höhen, da seine Laidion wandelt. Diese heimliche Kontraststimmung zur rohen Wirklichkeit ist die Mutter dieses lyrischen Romans, was in der Urfassung auch zum Ausdruck gekommen sein mag; aber gerade diese Stellen hat der Dichter bei der späteren Umarbeitung des verloren gegangenen ersten Entwurfs getilgt.

In ihrer Tiefe einsame Menschen, die bei aller Liebe zu froher Geselligkeit nicht auf alles eingehen können, was ihnen die Umgebung anbietet, kommen oft in den Verdacht des Egoismus. Viel später hat ihn Georg Forster, mit dem Heinse in der Mainzer Zeit zu verkehren gezwungen war, obgleich er ihn gar nicht goutierte, in seiner nörglerischen Art einmal „einen ledernen Egoisten" gescholten.[174] Diese Beurteilung — angenommen, sie sei richtig überliefert, — ist ebenso einseitig wie beachtenswert. Leuten, die ihm nicht kongenial, nicht sympathisch genug, nicht schätzens- oder bewundernswert erschienen, zeigte Heinse eine gewisse kühle In-

[173]) Über die Sinngedichte und ihre Aufnahme vergl. Rödel, S. 127—132.

[174]) Heinrich König legt ihm dieses Wort in seinem Roman „Die Clubisten von Mainz" (Leipzig, Brockhaus, 1845, 3. B. I, S. 370) in den Mund. Als Verfasser von „Georg Forsters Leben" (1852) hat König wahrscheinlich einen authentischen Ausspruch wiedergegeben.

dolenz. Das hat dem sonst so gutmütigen heiteren und geselligen Menschen,[175] der nie ein Spielverderber war, manche Feindschaft eingetragen. Egoisten jedoch im schlimmen Sinne sind die Heinse-Naturen nicht. Leider besitzen wir außer Wielands schwankenden Äußerungen kein Urteil über den Erfurter Heinse. Wieland nennt ihn ein Genie, brausend und trübe wie ein junger Wein. Il y a beaucoup de crudités dans son esprit. Er sei zynisch, zuweilen unmoralisch, respektslos und unmanierlich. Ein armer epikureischer Schelm.[176]

VIII

Heinse sehnte sich darnach, aus diesen ihm auf längere Dauer unerträglichen Verhältnissen herauszukommen. Wieland, der ihn, wenn's ihm gelungen wäre, schon längst auf anständige Weise aus seiner Nähe entfernt hätte, machte nunmehr den Versuch, ihn im Jacobischen Hause als Lehrer des jüngsten Sohnes, des damals 11 jährigen Peter, unterzubringen; er empfiehlt ihn, rühmt sein Talent, seine musikalischen Anlagen, seine Gefälligkeit, fügt aber hinzu: „Sein Herz ist warm und gefühlvoll; eine starke Ader von satirischer Laune macht es zuweilen ein wenig zweideutig; aber dies tut nichts, er ist noch wenig über zwanzig Jahre, il s'en corrigera."[177] So wurde natürlich aus diesem Plane nichts. Jacobi zog einen Theologen vor.[178]

Da machte dem ratlosen Heinse ein verabschiedeter Hauptmann, angeblich namens von Liebenstein,[179] den er im August 1771 an der Mittagstafel kennen gelernt hatte, den Vorschlag, mit ihm zu reisen. Heinse, dessen Wanderlust nie rastete, nahm das Angebot, so wenig glänzend es aus-

---

[175]) Heinse nennt sich einmal selbst „einen guten, geselligen, trauten Jungen" (Heinse IX, 229). In seinem Nachruf (Iris, 1805, S. 130) preist J. Georg Jacobi Heinses „feinen griechischen Sinn mit der fruchtbaren, oft schwelgenden Phantasie der Italiener".

[176]) Wieland an Gleim, 18. XI. 1770 (Schober, S. 180), auch in Wielands ausgewählten Briefen III, 18.

[177]) Wielands ausgewählte Briefe III, 67 ff.

[178]) Heinse IX, 32. Derselbe Peter Jacobi wie auf S. 20.

[179]) Heinse IX, 37.

sah, ohne langes Bedenken an, zumal ihm Wieland und Gleim dazu rieten. Am 29. oder 30. September 1771 verließ er Erfurt. Gleim hatte ihm 10 Louisdor zur Reise und zum Bezahlen kleiner Schulden, dazu Stoff zu einem Reiseanzug und etwas Wäsche durch Wielands Adresse geschickt, der aber von den 10 Louisdor sechs abzog, die ihm Heinse schuldete. Auf Gleims Reklamation hin rückte er nur zwei wieder heraus, sodaß Gleim nochmals 5 Louisdor senden mußte.[180] Andreä gab, was sonst noch nötig war.[181]

Heinse traf in Frankfurt a. M. in den ersten Oktobertagen mit dem Hauptmann und dessen Freund und Begleiter, einem Grafen Schmettau zusammen. Über diese beiden, über die bisher nichts Bestimmtes bekannt war, ist in der Heinse-Literatur viel gefabelt worden; insbesondere hat man dem legendären Hauptmann einen starken „unheilvollen" Einfluß auf Heinses literarische Entwicklung zugeschrieben.[182]

Hermann Woldemar Graf von Schmettau, geboren 1717 in Dresden, vermutlich ein Sohn des damals in kursächsischen Diensten stehenden Feldmarschalls Samuel Grafen von Schmettau (1684—1751), entstammte einem alten ursprünglich ungarischen Adelsgeschlechte. Er studierte in Leipzig die Rechte, wobei er nebenher lateinischen und griechischen und selbst hebräischen und theologischen Studien oblag, trat dann aber in französische Kriegsdienste unter der Ägide seines Onkels, des nachmaligen Marschalls Waldemar Grafen von Löwendahl (1700—1755),[183] eines Freundes und Waffengefährten des berühmten Marschalls Moritz von Sachsen. Er kam in rege Beziehungen zu den Pariser Salons, auch zu ihren geistigen Größen, und verheiratete sich 1743 mit Georgine Amalie de la Croix de Fréchapelle, einer nahen Verwandten der bekannten Herzogin de Belle-Isle. Unter den siegreichen Fahnen jener beiden kosmopolitischen Condottieri kämpfte der junge Schmettau rühmlich in einer Reihe von Schlach-

---

180) Er gab ihm auch eine Art Paß mit (abgedruckt im Archiv X, S. 380). Über diese Geldangelegenheit vgl. Gleim-Heinse I, 33—36. Sulger-Gebing bemerkt: „Sobald Geld in Frage kam, hörte bei Wieland alle Freundschaft auf." (Zeitschrift für vergleich. Lit.-Gesch. XII, 325, Anmerk.)

181) Heinse IX, 36.

182) Laube XXVI f., Schober, S. 29 ff., Rödel, S. 39 ff.

183) Über ihn: Ranft, Leben und Thaten des Marschalls Grafen von Löwendahl . . . Leipzig, 1749. (Exemplar in der K. Bibliothek zu Dresden.)

Ideale kämpfende Zeitschrift heraus, die „Blätter aus Liebe zur Wahrheit und Gefechten, bis ihn Mißhelligkeiten mit Gläubigern[184] und Zwiste mit der Familie seiner Frau zwangen, sich anderswo ein neues Feld seines nie rastenden Tatendrangs zu sichern. Schon stand er im Begriffe, sich von der Republik Venedig anwerben zu lassen, als man ihm — wiederum durch Vermittlung seines Oheims (eines Urenkels des Dänenkönigs Friedrichs III.) — eine noch günstigere Stelle in der dänischen Armee anbot. So ward er 1746 Oberst eines Leibregiments zu Pferde und avancierte nach und nach bis zum General der Kavallerie. Als er aber 1764 zum Statthalter von Norwegen ernannt wurde, bewogen ihn Intrigen, nicht nur diese hohe Stellung nicht anzutreten, sondern kurzerhand gänzlich seinen Abschied zu erbitten. Er war eine ehrliche Soldatennatur, ganz und gar nicht zum Höfling geeignet, und so mag ihm seine übertriebene Wahrheitsliebe die weitere so glänzend begonnene Karriere verdorben haben. Verbittert, mit Gott und der Welt zerfallen, offenbar auch in kargen Geldverhältnissen, — feste Pensionen waren damals seltene Ausnahmen, — verließ der verabschiedete General den dänischen Boden. Wenn er lange nachher, im Jahre 1777, zu dem Danebrogorden, den er bereits besaß, mit einem weiteren hohen dänischen Orden, dem Elefantenorden, ausgezeichnet worden ist und zwar auf Betreiben eines langjährigen Freundes, des dänischen Staatsministers Joh. H. Ernst Freiherrn v. Bernstorff,[185] so ist hier vermutlich ein Versuch zu sehen, seine vielleicht nicht unberechtigte Verstimmung gegen das Land, dem er fast zwei Jahrzehnte hindurch treue Dienste geleistet hatte, ein wenig zu mildern. Vielleicht bereits unmittelbar nach seinem Weggange von Dänemark, — in diesem Falle also mit Unterbrechungen durch Reisen, — mit Bestimmtheit seit 1773 wohnte er in Plön, wo er sich, von der Gicht geplagt, die Zeit mit allerhand Studien vertrieb und sich immer mehr in eine dogmenfeindliche Richtung und in religiöse Utopien verlor. Er legte seine freigeistigen Ideen in einer Reihe von Schriften[186] nieder und gab auch eine für seine freireligiösen

[184]) Aage Friis, Die Bernstorffs. Leipzig, Wilhelm Weicher, 1905, I, S. 281—285, 303 f., wo sich allerdings mehrfach Unrichtigkeiten finden.

[185]) Eine Anzahl von Briefen Schmettaus und seiner Frau an diesen Bernstorff bewahrt das Gräflich Bernstorffsche Archiv des Gutes Woltersen (in Holstein) auf.

[186]) Die Titel dieser Schriften nennt J. G. Meusels Lexikon der 1750 bis

heit geschrieben".[187] Ganze Nächte verbrachte er im Bette lesend und schreibend; „niemals hat ein General, unter den Waffen und im Felde grau geworden, so viel gelesen wie er", heißt es in einem kurz nach seinem Tode veröffentlichten Nachrufe.[188] In aufklärerischen Kreisen galt Schmettau infolge seiner fanatischen Tätigkeit alsbald „als einziger offenbarer Freigeist in Deutschland, Verfasser von den Blättern, aus Liebe zur Wahrheit geschrieben, und von dem Schreiben eines Naturalisten an Semler, Spalding, Jerusalem u. a." und „als der einzige, der sich untersteht, der christlichen Religion ins Gesicht zu widersprechen".[189] Er beschloß sein merkwürdiges Dasein 1785 in Plön.[190]

1808 verstorbenen deutschen Schriftsteller, Leipzig 1812:

1. Rede, bei seiner Aufnahme in die Maleracademie gehalten. Im Mercure Danois, Februar 1757.
2. Beispiele zur Bildung eines Soldaten. Erstes Stück. Hamburg, 1764, 8°.
3. Blätter, aus Liebe zur Wahrheit geschrieben. Fünf Stücke, [1772], 8°.
4. Der Katechelling [!] oder der Katechismusschüler. [1772], 8°.
5. Auch Fragmente. Zwei Stücke. Philadelphia, 1783, 1784, 8°.
6. Unschuldige Wahrheiten.

[187]) Blätter, aus Liebe zur Wahrheit geschrieben. [Motto:] Le devoir du soldat est la subordination et la bravoure, celui du philosophe est l'amour de la vérité. Le Diogène décent par Mr. de Prémontval, p. LVIII. Erstes (Zweytes bis Fünftes) Stück. O. O. u. J. [1772?], 8°, 128 Seiten. Der Titel (ohne das Motto) wiederholt sich nach Art der Zeitschriften auf den Seiten 1, 23, 43, 65 und 101. (Exemplar in der Universitäts-Bibliothek Greifswald — Signatur: Fd. 3 —, ebenso in der Universitäts-Bibliothek Göttingen, hier mit dem handschriftlich ersetzten Titel: Wittenberg im Jahre 2440.)

[188]) Zu finden in: Das politische Journal, Hamburg, 1785, S. 1133 bis 1141 nebst Berichtigung auf S. 1313.

[189]) Aus Briefen Ludwig August Unzers (1748—1774) an den Oberstleutnant Jakob Mauvillon vom 30. 12. und 22. 11. 1773. (Mauvillons Briefwechsel, 1801, S. 66 und 59.) Heinse nennt Schmettau [IX, 37] „den größten deutschen Schwärmer in der philosophischen Religion."

[190]) Von seinen beiden Söhnen wird der eine, Karl Jacob Wilhelm Graf von Schmettau, als Generalmajor in Drontheim genannt; der andere, Woldemar Friedrich Graf von Schmettau (geb. in Celle 1749, gest. in Plön 1794), war bis 1774 Diplomat in Madrid, Warschau, Dresden usw. und ließ sich dann nach mehrjährigen Reisen 1778 gleichfalls in Plön nieder. In seiner Eigenschaft als Schriftsteller ist er insbesondere den Goethekennern dadurch bekannt, daß er die Vorrede (Lettre sur la littérature allemande) zu der 1777 erschienenen

Nicht so deutlich läßt sich das Leben und der Charakter des Hauptmanns überblicken. Heinse berichtet, Liebenstein, aus Halle gebürtig, sei ursprünglich Barbier gewesen, wäre dann Soldat in preußischen Diensten geworden und habe sich bis zum Generaladjutanten Friedrichs des Großen aufgeschwungen. Quintus Icilius[191] habe anfänglich unter ihm gedient. Später sei Liebenstein in Gefangenschaft geraten, aus der er erst nach zwei Jahren wieder losgekommen sei. Unzufrieden mit seiner weiteren Verwendung habe er den Abschied erbeten, der ihm durch Lessings Vermittlung vom Könige bewilligt worden sei. Bald darauf habe er Aussicht gehabt, zugleich mit seinem Freunde, dem Grafen Schmettau, in venezianische Dienste zu treten; da aber Schmettau schließlich in der dänischen Armee unterkam, habe er das gleiche getan. Im ganzen habe er fünfundzwanzig Jahre lang Kriegsdienste geleistet.[192]

Von allen diesen Angaben ist zunächst die Erwähnung der Unterhandlungen Schmettaus mit der Republik Venedig[193] eine nachweisbare Tatsache. Da sie in das Jahr 1745 fallen und da beide Freunde die dänischen Dienste sicherlich auch gemeinsam wieder quittiert haben (1764), so wäre Liebenstein neunzehn Jahre lang Offizier der dänischen Armee gewesen und könnte — wenn die Angabe von fünfundzwanzig Dienstjahren stimmte, was anzunehmen ist, da Liebenstein in Gegenwart des „Wahrheitsfanatikers" Schmettau hierin kaum renommiert hat — vorher (einschließlich der Gefangenschaft) sechs Jahre in preußischen Diensten gestanden haben. Damit käme man auf das ungefähre Geburtsjahr 1720. Beide Freunde waren demnach beinahe gleichaltrig und, als Heinse sie kennen lernte, durchaus keine jugendlichen Draufgänger mehr, sondern vielerfahrene Schiffbrüchige, die sich schlecht und recht durch das Leben zu schlagen verstanden. Bei dem nachweisbar ernsten Charakter des Gra-

---

französischen Werther-Übersetzung von Aubry geschrieben hat. Über ihn vgl. Allg. D. Biogr. XXXI, S. 647 f., auch Goedeke IV, 359.

[191]) Heinse IX, 37. Über den friederizianischen Obersten von Quintus Icilius (eigentlich Karl Gottlieb Guichard, 1724—1775), vgl. Allg. D. Biogr. X, S. 104 bis 106.

[192]) Heinse IX, 23, 56.

[193]) Es ist in der Geschichte Venedigs nichts Ungewöhnliches, daß deutsche Offiziere ruhmvoll dieser Republik dienten, so Graf Matthias v. d. Schulenburg i. J. 1715, venezianischer Feldmarschall auf Lebenszeit, † in Venedig 1747.

fen, der damals bereits länger denn fünfundzwanzig Jahre im Glücke wie im Unglück des Hauptmanns Freund war, kann man an der literarhistorischen Überlieferung, Liebenstein sei in jeder Hinsicht ein übler Abenteurer[194] gewesen, nicht länger festhalten. Sicherlich war er kein in den Wirren des Krieges emporgekommener Barbiergeselle,[195] sondern wie Schmettau von Geburt ein Edelmann, der vielleicht auf eine ähnliche vorzügliche Erziehung zurückblickte wie jener. Daß auch Liebenstein ein gebildeter Mann war, beweisen wohl seine Beziehungen zu Lessing und Quintus Icilius.[196] Heinse berichtet, er habe für Liebenstein die (im Compère Matthieu vorkommende) „Ode der Sappho an ihr Mädchen" übersetzt; Liebenstein halte diese Übertragung „für ein Meisterstück und für die beste deutsche" Nachdichtung.[197] Er traut ihm also ein maßgebendes Urteil in derlei Dingen zu. Liebenstein stand ferner in Beziehungen zu dem Verlagsbuchhändler Kanter in Königsberg[198] und dem (noch nicht mit Sicherheit festgestellten) Verfasser der (im ebengenannten Verlage 1771 erschienenen) „Gedichte im Geschmacke des Grécourt."[199]

Der Name des geheimnisvollen Hauptmanns steht übrigens nicht fest. Heinse berichtet, Liebenstein habe sich früher „von Günther" genannt.[200]

---

[194]) Rödel S. 38.

[195]) Heinse IX, 36.

[196]) Heinse IX, 37, 53.

[197]) Heinse IX, 37.

[198]) Heinse IX, 54, 57.

[199]) Der Verfasser der Gedichte im Geschmack des Grécourt, Frankfurt und Leipzig, bey Dodsley und Compagnie [Königsberg, Kanter], 1771, steht nicht hinlänglich fest. Man schreibt sie vielfach dem Kriegsrat Johann Georg Scheffner (1736—1820) in Königsberg zu, der zwar die Verfasserschaft in seiner Selbstbiographie (Mein Leben . . ., Leipzig, 1816, S. 93, Anmerk.) direkt ableugnet und dem legendären Freiherrn Friedrich Wilhelm von der Goltz zuschiebt, indirekt aber doch wohl zugibt. Vgl. darüber Eduard Grisebach, Weltliteratur-Katalog, 2. Auflage, Berlin, 1905, S. 360 f., und Schüddekopf I, 226. Übrigens galt Heinse vielfach bei seinen Zeitgenossen als Mitarbeiter an den Gedichten im Geschmack des Grécourt. Noch 1786 mußte er Matthisson gegenüber, der ihn in Düsseldorf auf der Durchreise aufsuchte, diese Legende abwehren. (Erinnerungen von Friedrich Matthisson, Zürich, 1812, III. Bd., S. 91 ff.) Der Verdacht ist schon deshalb grundlos, weil diese Gedichte das technische Können Heinses um 1770 weit übertreffen.

[200]) Heinse IX, 36 f.

In Wirklichkeit hat er mit Bestimmtheit weder Liebenstein noch Günther geheißen,[201] denn weder in der preußischen[202] noch in der dänischen[203] Armee sind um die hier in Frage kommende Zeit adlige oder bürgerliche Träger dieser beiden Namen Offiziere gewesen. Die in den meisten älteren Literaturgeschichten[204] stehende, auf keine bestimmte Quelle zurückführbare Angabe, der Hauptmann habe Friedrich Wilhelm von der Goltz[205] geheißen, hat vielleicht doch ihre Berechtigung.[206] Der Grund, war-

---

[201]) Karl Wallstein (Archiv für Literaturgeschichte X, 426 f.) schließt diese Untersuchung etwas voreilig ab.

[202]) Nach den in der Geheimen Kriegs-Kanzlei zu Berlin i. J. 1908 angestellten Forschungen hat es unter den Offizieren der preußischen Armee in der in Frage kommenden Zeit weder einen „Günther" noch einen „von Günther" gegeben und nur einen einzigen charakterisierten Premierleutnant „von Liebenstein", an den folgendes Schreiben vom 23. Januar 1789 erhalten ist: „Seine Königliche Majestät haben Allergnädigst geruht, den in französischen Diensten gestandenen Baron von Liebenstein auf dessen Gesuch und da er weder einen Rang in Höchstdero Diensten, noch Tractement verlangt, das Patent als Premierleutnant mit der Erlaubnis, die alte Uniform zu tragen, zu bewilligen usw." Das Schreiben ist nach Potsdam abgegangen. Diesen Liebenstein mit dem Heinseschen zu identifizieren, läßt die Angabe, dieser sei preußischer Offizier gewesen, nicht zu. In den Listen der General- und Flügeladjutanten Friedrichs des Großen kommt kein Günther und kein Liebenstein vor.

[203]) Nach einer ausführlichen Auskunft des Krigsministeriets Arkiv zu Kopenhagen vom 14. 4. 1908 hat es in der in Frage kommenden Zeit in der dänischen Armee keinen „von Liebenstein" und nur zwei Offiziere namens „Günther" (Daniel Andreas Günther und sein Sohn Iwan Andreas Günther) gegeben, beide geborene Dänen, die überdies durch die beigefügten dienstlichen Daten mit dem 1771 und 1772 in Deutschland herumziehenden angeblichen Namensvetter nicht identisch sein können.

[204]) So bei Gervinus, Kurz, Hillebrand, Lindemann u. a., auch bei Borberger S. 116.

[205]) Seuffert (V S. VI, S. 227) erwähnt Beziehungen zwischen Goltz und Wieland in Erfurt, offenbar zu gleicher Zeit (Sommer 1771) wo Heinse den Hauptmann von Liebenstein dort kennen gelernt hat. Indessen stützt sich diese Erwähnung vermutlich nur auf den Briefwechsel zwischen Goltz und Wieland im Anhange des III. Bändchens von „Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe" vom Freiherrn Fr. Wilh. v. d. G. [? Joh. Georg Scheffner], 1798. (Exemplar in der k. Bibliothek zu Dresden.) Vielleicht hat Liebenstein unter dem (richtigen?) Namen v. d. Goltz mit Wieland (im Einverständnis mit Scheffner) jene Briefe gewechselt.

um sich Liebenstein — wie wir ihn in Ermangelung seines wahren Namens weiterhin nennen müssen — unter einem Pseudonym verbarg, mag triftig genug gewesen sein. Auch sein Charakter geht aus Heinses flüchtigen Erwähnungen nicht klar genug hervor. In einem Briefe an Schwarz — mit dem er offen und ehrlich zu reden pflegt — sagt Heinse: „Der Kapitän Liebenstein, welcher die seltene Wissenschaft besitzt, die Seele vom Leibe und den Gütern dieser Erde zu unterscheiden, ist so liebreich gegen mich, mich mit sich durch Deutschland reisen zu lassen. Wohl mög' es ihm dafür gehen![207] Ähnlich schreibt er an Gleim: „Sein ganzer Geist ist kriegerisch, seine Moral folglich nicht die Moral der Grazien, sie ist skythisch; aber bei diesem allen ist er, wie ich ihn jetzt kenne, ein ehrlicher und rechtschaffener Mann . . ."[208]

Heinse ist diesen beiden herumziehenden Sonderlingen als Sekretär bei einem Monatsgehalt von zwei Louisdor nebst Reisekosten, doch ohne Verpflegung, gefolgt. Er hat sich mit ihnen in Frankfurt a. M., Köln, wiederum Frankfurt, Nürnberg und Erlangen aufgehalten; während des zweiten Frankfurter Aufenthalts brachte man „beinahe zwei Monate mit Prozessen" zu, d. h. mit schließlich ergebnislosen Verhandlungen mit den Behörden, um die Lotteriekonzession zu erhalten. Die Akten darüber sind noch vorhanden.[209]

Von einer Auszahlung des versprochenen Gehaltes war keine Rede. Die drei haben sich kameradschaftlich aus einer Tasche durchgeschlagen. Heinse hatte allerlei schriftliche Arbeiten zu besorgen und wurde daneben vom Hauptmann dazu verwandt, ihm seine Übersetzungen zu verbessern

---

[206]) In der preußischen Armee haben in der in Frage kommenden Zeit mehrere Fr. W. v. d. Goltz als Leutnants gedient, keiner ist jedoch General- oder Flügel-Adjutant gewesen. (Mitteilung der Geheimen Kriegs-Kanzlei, Berlin, vom 20. 7. 1909.)

[207]) Heinse IX, 42.

[208]) Heinse IX, 37, ähnlich IX, 23, anders (in Rücksicht auf die Petron-Übersetzung!) IX, 62 f.

[209]) Das Stadt-Archiv zu Frankfurt a. M. hat mir auf eine Anfrage mitgeteilt, daß im Oktober 1771 ein dortiger Prokurator im Auftrage eines auswärtigen Kapitalisten, der nicht genannt sein wollte, beim Rat um die Erlaubnis einkam, ein Zahlen-Lotto errichten zu dürfen. Nach längerer Verhandlung wurde der Antrag abgelehnt. Die Akten enthalten keine Namen.

und ergänzen.[210] Unter diesen Umständen versteht man Heinse, wenn er schon am 14. Oktober 1771 aus Frankfurt an Gleim schreibt: „Ich empfinde nicht die geringste Neigung in mir, mich mit diesen Männern zu verbinden. Unsere Seelen stimmen gar nicht zusammen; gequält hat man mich schon, daß ich Pasquille auf Goetzen[211] und auf die ganze christliche Religion machen möchte. Schmettau schreibt einen Bogen nach dem andern voll von halben Gedanken wider Jesum den Gekreuzigten.[212] Unmöglich kann ich mich so weit erniedrigen! Ich hasse die Schwärmerei und kann mich nicht zwingen, Leuten, die — ohne zu wissen, warum —

---

[210]) Seuffert (Euphorion III, 722) irrt, wenn er schreibt, Heinse hätte für Schmettau übersetzen müssen. Die Heinsesche Briefstelle (IX, 37): „Graf Schmettau . . . ist sein [d. h. Liebensteins] Freund. Ich habe für diesen [d. h. Liebenstein] die Ode der Sappho . . . übersetzen müssen in eine Übersetzung des Compère Matthieu" ist allerdings zweideutig, aber IX, 46 heißt es unzweideutig: „Noch jetzt bin ich beim Hauptmann Günther von Liebenstein . . . Ich verbessere jetzt eine Übersetzung des Compère Matthieu, die Quintus Icilius in Berlin wird drucken lassen. Vielleicht fang ich auch an, die Discorsi und den Principe des Macchiavell und — das Satyricon vom Petron zu übersetzen." Ebenso IX, 62: „Mein Hauptmann . . . sucht mich zu bereden, daß ich mit ihm nach Schwaben . . . reise, um ihm daselbst den Compère Matthieu [zu Ende] zu übersetzen."

[211]) Johann Melchior Goeze (1717—1768), der Hamburger Hauptpastor und bekannte Gegner Lessings.

[212]) Ein paar kurze charakteristische Proben aus Schmettaus in Frankfurt oder bald darauf in Erlangen verfaßten „Blättern, aus Liebe zur Wahrheit geschrieben":

(S. 64): „Die Verwandtschaft der Theologie mit der Taschenspielerkunst ist in der Tat genauer als mancher glauben sollte. Eben dieser Ausdruck „Hocus-Pocus" ist nichts anders als die von dem gemeinen Manne nicht verstandenen lateinischen Worte der Einsetzung: „Hoc est corpus" . . . Sowie mit diesen Worten der Priester . . . die Oblate in einem Augenblicke in einen Leib verwandelt, so kam es dem gemeinen Manne vor, wenn der Taschenspieler mit „Allons passier" einen Mandelkern in eine Fledermaus verwandelt."

(S. 93 f.): „Eine solche unverschämte Erdichtung von der Auferstehung Christi konnte bloß einem jüdischen Legendenmacher einfallen; daß aber so viele kluge Leute diese grobe Unwahrheit als einen Beweis der übrigen Fabel ansehen wollen, zeigt bloß, wie mächtig die Vorurteile sind. Wäre JEsus wirklich auferstanden, so hätte er dem ganzen Volke und den Römern erscheinen müssen, insofern der Menschen Heil davon abhinge, ein solches Märchen zu glauben. Alle Ausflüchte, welche die Theologie dagegen vorbringt, können ihr nicht helfen" usw.

Religionshasser sind, auch nur ein freundliches Gesicht zu machen. Es ist mir nichts weniger als angenehm, daß ich auf diese Art reisen muß, aber — bei allen Göttern — ich konnte in keine bessern Umstände kommen. Sie geben sich viele Mühe, mich an sich zu fesseln usw."

Gewiß fühlte sich Heinse in seiner eines Apostels der Freiheit wenig würdigen Stellung nicht wohl. Und doch kann man bei dieser Briefstelle seine längst zur Gewohnheit gewordene machiavellistische Unaufrichtigkeit gegen Gleim (ebenso wie gegen Wieland) beweisen. Heinse hat nämlich später nachweisbar (etwa im Sommer 1772) seinem Erfurter Studienfreund Büeler eins der Pamphlete Schmettaus gegen die dogmatischen Religionen geschenkt, den „Kathechetling, ein Dialog zwischen einem Insulaner und einem Reisenden".[213] Man möchte beinahe aus dieser Dedikation schließen, Heinse sei an dieser Schrift nicht unbeteiligt; zum mindesten hat sie ihn und seinen Erfurter Freundeskreis stark interessiert. Büeler hat eine Abschrift des Dialogs weiter an Joseph Schwarz nach Ehrenbreitenstein gesandt, dem diese Abschrift verhängnisvoll werden sollte. Er zog sich nämlich im Jahre 1774 abermals einen langwierigen Prozeß wegen Ungläubigkeit und Gotteslästerung zu, bei dem man alle seine Papiere und Bücher (darunter auch zwei Briefe von Heinse) beschlagnahmte und ihn sieben und einen halben Monat lang in Untersuchungshaft nahm.[214]

Zur Illustrierung von Heinses Erfurter Freundeskreise sei hier nachgeholt, daß der eben erwähnte Prozeß u. a. auch die Existenz eines „Universitätsordens der Grazien" in Erfurt an den Tag brachte, offenbar einer Freimaurer-Vereinigung, der auch Heinse angehört haben mag.

Auf einer gemeinsam mit Liebenstein von Frankfurt aus unternommenen Rheinreise, die bis Düsseldorf führte, traf Heinse zum ersten Male mit J. G. Jacobi zusammen.[215] Auf der Rückreise hatte er in den letzten Oktobertagen 1771 auch eine Zusammenkunft mit seinem bereits mehrfach genannten Freunde Joseph Schwarz, der — wie erwähnt — Hauslehrer in der Familie Laroche in Ehrenbreitenstein bei Koblenz war.[216] Obgleich es

[213]) Meusel schreibt „Katechelling", vgl. Anmerkung 186.

[214]) Akten des Staatsarchivs zu Magdeburg Nr. 80 und 81. (Nach Seuffert, Euphorion III, S. 389.)

[215]) Pröhle S. 135.

[216]) Er ist dies bis Mitte 1773 geblieben.

ihm dort sehr gut erging, fühlte sich dieser pessimistische junge Mann doch gar nicht glücklich. Heinse ist damals nicht in das Larochesche Haus eingeführt worden und zwar deshalb nicht, weil er keinen gesellschaftsfähigen Anzug besaß. Der Stoff, den ihm Gleim beim Scheiden verehrt hatte, war unverwendet in Erfurt zurückgeblieben. So sah er nur den jungen, ihm schon in Erfurt bekannt gewordenen Fritz von Laroche wieder und lernte dessen Geschwister kennen.

Der „paradiesische" Rhein entzückte Heinse, aber er bringt es nicht fertig, in seiner „ganz von Schönheit berauschten Phantasie" den Ideenkreis zu vergessen, in dessen finsterem Bann er damals noch stand. „O wie glückselig" — schreibt er am 23. Oktober an Schwarz — „könnten die Bewohner dieser entzückenden Gegend sein, wenn sie eine bessere Religion, bessere Gesetze oder vielmehr — wenn sie eine gute Religion und wenigstens nur erträgliche Gesetze hätten! In die schönsten Gegenden sind immer bald ein Klösterchen und bald eine Kapelle und bald ein trauriges Kruzifix hingebaut, und überall wimmelt es von fettgemästeten Pfaffen und sehnsuchtsvollen Nonnen."[217] Wie weit ist hier Wilhelm Heinse noch von der antik-heitern Lebenskunst entfernt, die uns aus jedem Blatte seines Ardinghello entgegenweht! Man denke an die berühmte Stelle (Ardinghello S. 141): „Genuß jedes Augenblicks, fern von Vergangenheit und Zukunft, versetzt uns unter die Götter. Was hat der Mensch und jedes Wesen mehr als die Gegenwart? Traum ohne Wirklichkeit ist alles übrige." Seine Entwicklung schreitet nur langsam vorwärts. Unreif und unsicher ist sich der Fünfundzwanzigjährige über sein eigenes Ich nicht klar. Ergriffen vom Aufklärungsdrang seiner Zeit hatte sich in ihm ein Gefühlsmensch, ein geborener Einzelgänger, in die Linie jener um die geistige Freiheit aller Menschen so erbittert kämpfenden Gedankenmenschen verirrt. Sein eigenes Ziel im Reiche einer im Kerne das profanum volgus ignorierenden egotistischen Gefühlswelt erkannte Heinse damals noch nicht. Es ging ihm wie dem Soldaten in der Schlacht; er war das blinde Teilchen einer ihm unübersichtlichen und unverständlichen großen Bewegung. Die Sklaverei und Inferiorität der Massen ereiferten ihn noch. Er spielte sogar mit dem Plan, eine „Geschichte der Dummheit" zu schreiben.[218] Daß er erst mit

[217]) Heinse IX, 41.

sich selber fertig zu werden hatte, vergaß er dabei in seiner noch fanatischen Leidenschaftlichkeit allzu oft. Sobald er sich aber — in Halberstadt — darüber wieder klar wurde, war er lebensklug genug, Dummheit Dummheit und Dogmen Dogmen sein zu lassen. Er hat sich dann nie wieder über kirchliche Dinge geäußert, sondern sich jenes passiven stillen Heidentums erfreut, das dem Gedeihen einer Künstlerseele am förderlichsten ist. Das ist später sein Glück geworden, denn der Kurfürst von Mainz hätte bei aller Toleranz und Liberalität einen Eiferer in Sachen des Glaubens kaum in seine Dienste nehmen können.

Eine religiöse Natur im kirchlichen Sinne war Heinse nie. Solange er unter der Alleinherrschaft Rousseaus gestanden hatte (etwa bis 1765), war schwärmerische Naturverehrung sein Glaube gewesen. Mit der sodann in ihm erweckten Vorliebe für ein Pseudo-Griechentum war er Pantheist geworden, hatte aber den Rationalismus auf die Dauer nicht von sich abzuwehren vermocht. In Erfurt war er völlig in die Arme der Aufklärung geraten, bis ihn Schmettaus Fanatismus abkühlte und abschreckte. An diesem verbitterten Manne erkannte er gerade noch rechtzeitig, wohin ihn sein eigenes heißes Temperament hinführen mußte, wenn er sich an diese Dinge weiterhin verlor. Das ist der bedeutungsvolle negative Einfluß des Grafen Schmettau! Halbheiten liebte Heinse nicht und so wandte er sich betroffen ganz von diesem Wege ab. Was gingen eine so glückliche Diogenes-Natur dogmatische Zänkereien auch an? Nunmehr fesselten ihn die Ideen Platons, wie man aus der Laidion ersieht. In Düsseldorf und in Rom aber ging er von diesen zu Aristoteles über, um ihm bis ans Lebensende treu zu bleiben.[219] Im großen und ganzen kann man sagen, Heinse war auch als Philosoph Praktiker und Erfahrungsmensch. Im Ardinghello heißt es in Anlehnung an einen altgriechischen Dichter: „Metaphysik hat Gott allein.“ Aber dieser Gott hat — vor allem dem jungen — Heinse nicht viel Kopfzerbrechen gemacht. Noch im Ardinghello bedauert er, nicht mehr in glückseliger Dunkelheit umher zu tappen.[220]

---

[218]) Thüringischer Zuschauer, S. 83.

[219]) Man erkennt diesen Wandel z. B. bei der Textvergleichung zwischen Laidion der Erstausgabe von 1774 und der Ausgabe von 1799, vgl. Heinse III, Anhang S. 625 ff. Heinse nennt Aristoteles „den Fürsten der Philosophen“ (Nachlaß, Heft 8), s. Jessen S. 172.

Die Philosophie des tatsächlichen Lebens, eine gewisse epikureische, durch die Weltanschauung der Renaissance bereicherte Lebenskunst ging ihm über abstrakte Grübeleien, von denen er sich von vornherein keine Ergebnisse erhoffte.[221] Und doch war Heinse auf seine Art religiös. Sein begeisterter Schönheitskult steigert sich beinahe zum Gottesdienst. Im Ardinghello findet er die schönen Worte: „Wer den reizbarsten innigsten Sinn für die Schönheiten der Natur hat, ihre geheimsten Regungen fühlt, deren Mängel nicht vertragen kann, der übt aller Religionen Wahrstes und Heiligstes aus. Sein Tempel ist das unendliche Gewölbe des Himmels, sein Fest jede schöne Sommernacht, und er bringt seine Opfer dar an Menschen, an Tiere, die ihrer bedürfen, an alles Lebendige."[222] Erst in den letzten Jahren seines Lebens beginnt er sich mit mehr Vertrauen als früher modern-philosophischen Studien zu widmen. Sein handschriftlicher Nachlaß beweist dies.[223] An ein bestimmtes System schließt er sich jedoch – seiner unabhängigen Natur getreu – nicht mehr an. Mit Kants Ethik vermag er sich beispielsweise gar nicht zu befreunden.[224]

IX

Nach einem kurzen (wiederum ergebnislosen) Aufenthalt im „betrübten und weinerlichen" Nürnberg setzten sich die drei Gefährten im Januar 1772 in Erlangen fest. Heinse ist bis Ende Juli dort verblieben und

---

[220]) Heinse IV, 332 und IV, 127.

[221]) Um 1789 schreibt Heinse in sein Tagebuch: „Macht, Gewalt oder Kraft Schönheit zu genießen, geht allem andern voran. Dann kommt Weisheit oder Erfahrung mit Überlegung, immer das höchste zu finden und [mit] Sicherheit im Besitz zu erhalten. Liebe endlich ist der Genuß selbst, der allezeit mit Schöpfung verbunden sein muß, wenn er der höchste sein soll. Alles dreies zusammen gehört zur Vollkommenheit des Menschen. Gute Tafel, schöne Weiber und Gegenden, gute Gesellschaft, Künste und Wissenschaften bei Sicherheit von innen und außen: darin das Glück des Menschen!" (Heinse VIII, vorläufig in: Die Insel, Oktoberheft 1901, S. 57. Ähnlich Heinse V, 335.)

[222]) Heinse IV, 332.

[223]) Jessen S. 178.

[224] Jessen S. 182.

scheint bei seinem Freunde Diehl gewohnt zu haben.[225] Schmettau und Liebenstein verzichteten auf weitere Versuche, Lotto-Konzessionen zu erhalten. Offenbar widmeten sich alle drei hier in Erlangen, wo man die Universitätsbibliothek zur Hand hatte, lediglich ihren schriftstellerischen Arbeiten. Schmettau schrieb an seinen kirchenfeindlichen Streitschriften, der Hauptmann übersetzte weiter an seinem Compère Matthieu des Abbé Dulaurens[226] und Heinse begann das Satyrikon des Titus Petronius zu übertragen. Liebenstein wie Heinse wollten mit ihren Arbeiten in erster Linie Geld verdienen, was jedoch durchaus nicht ausschließt, daß die so berüchtigte Petron-Übersetzung con amore entstanden ist. Und das ist sie in der Tat.

Gleim gegenüber ist Heinse — wie ja in vielen anderen intimen Dingen — hierüber durchaus nicht offen gewesen. Der Kanonikus war sein Gönner, dem er bereits viel zu verdanken hatte und auf den er auch weiterhin rechnen wollte. Es mußte ihm somit alles daran liegen, sich diese wertvolle Freundschaft zu erhalten, und so gebot ihm die Vernunft, die Entstehung seiner Petron-Übersetzung anders zu motivieren, als es in Wirklichkeit der Fall war. Er erwähnt sie Gleim gegenüber zum er-

---

[225]) Die in Erlangen erschienenen „Erlanger wöchentliche Frag- und Anzeig-Berichte von Allerley" von 1772 bringen in ihren Fremdenlisten weder Heinses noch seiner beiden Gefährten Namen.

[226]) Es existiert eine deutsche Übersetzung dieses wegen seiner Freigeisterei berüchtigten, aber stellenweise gelehrten und geistreichen Buches: Der Gevatter Matthies oder die Ausschweifungen des menschlichen Geistes. [Motto:] Alles, was über die Begriffe des gemeinen Mannes geht, ist in seinen Augen entweder heilig oder profan oder abscheulich. Erster, (Zweiter, Dritter) Theil. Berlin 1779. Bey Gottlieb August Lange, dem Königl. Schlosse gegenüber. 8°, 264, 272, 312 S. (Ein Exemplar in einem Bande in der Universitätsbibliothek zu Würzburg; Signatur: Horn. 1773). Eine zweite verbesserte Auflage mit 6 Kupferstichen von Meil ist im gleichen Verlage 1790 erschienen (8°, 246, 274, 298 S.). Nach Holzmann und Bohatta, Deutsches Anonymen-Lexikon, ist der Übersetzer: Joh. Zacharias Logan. Die darin (Bd. I, S. 213) vorkommende Sapphische Ode hat nicht die Heinsesche Fassung. Ob diese Übersetzung trotzdem mit der Arbeit des Hauptmanns und Heinses in Beziehungen steht, ist nicht nachweisbar. Aus der „Nachricht des Herausgebers" geht nur hervor, daß die „Noten von verschiedenen Händen und sehr oft in schlechter Ordnung sind". Das Original ist übrigens: Le Compère Mathieu, ou les bigarrures de l'esprit humain. [Par H. J. Dulaurens.] Londres, 1766, 2 Bde., 12°.

sten Male als noch unbestimmt geplant in einem Briefe vom 29. Januar 1772; zweifellos war er aber bereits an der Arbeit. Gleim riet am 4. Februar ab, aber Heinse antwortete am 18. Februar: „Der Petron ist – leider! – schon beinahe fertig. Ich würde diese Arbeit nie unternommen haben, wenn mich nicht der Hauptmann und seine Freunde [!] so sehr darum gebeten hätten. Kanter in Königsberg wird ihn auf Ostern verlegen, mit noch sechs Bogen Sinngedichten." Später hat Heinse besonders Wieland gegenüber bald unter Sophistereien, bald unter heiligen Beteuerungen darzulegen versucht, daß er den Petron als willenloses Werkzeug „des Satanas in Gestalt des preußischen Hauptmanns von Liebenstein" zuwege gebracht habe.[227] Wieland schenkte seiner Apologie keinen Glauben. Er war im höchsten Grade über Heinse verstimmt. Waren ihm schon durch den unbekannten Verfasser die „Gedichte im Geschmacke des Grécourt" (1771) mit einem allzu lauten „Salve frater!" gewidmet worden, so wagte es jetzt einer seiner ihm nächststehenden Schüler unerhört sansculotte vor aller Welt aufzutreten. Diese allgemein bekannten persönlichen Beziehungen wünschte er zu allen Teufeln, wenn er den Petron nicht müde ward, in den Grund und Boden zu treten Zu spät erkannte er, wie jämmerlich wenig er über Heinses „Feuerseele" Gewalt gehabt hatte. Dabei kam es ihm nicht im geringsten in den Sinn, daß im Grunde er und kein anderer der wahre Vater dieses aufkommenden „Priapismus" in der deutschen Literatur war. Um so einsichtsloser und unritterlicher war seine unerbittliche hartherzige Stellungnahme zur Petron-Übersetzung.[228]

Heinses Lust, das Satyrikon zu übertragen, ist beträchtlich älter als seine Bekanntschaft mit Liebenstein. Schon im dritten Dialoge[229] er-

---

[227]) Schüddekopf bringt alle hier gehörigen Briefstellen übersichtlich im Anhange von Heinse II, S. 359—362, zusammen. Zum Briefwechsel Gleim-Heinse bemerkt bereits J. H. Jacobi (Gelegenheitsschrift S. 62): „Der gute Jüngling Heinse mußte seinem damaligen einzigen Wohltäter [Gleim] manches schreiben, worüber er anders dachte und empfand. Was er aus Gefälligkeit an Gleim schrieb, hätte . . . Heinse als Mann schwerlich drucken lassen. Wir [d. h. Sömmerring, der hier zitiert wird], die wir seine wahre Gesinnung kannten, brauchten uns freilich nicht deuten zu lassen, was von mancher Stelle zu halten ist." — Sehr richtig beurteilt auch Laube (S. 9) die Briefe Heinses an Gleim.

[228]) Vgl. Wachsmann, S. 483 ff.

[229]) Die Stelle ist bereits auf S. 33 zitiert.

wähnt er den Petron und im Thüringischen Zuschauer[230] verteidigt er den römischen Verfasser in einer Weise, die wie eine vorweg gehaltene Verteidigung seiner späteren Übersetzung klingt. Daß er dem Hauptmann den Hinweis auf dieses Buch und die erste Anregung, es zu übersetzen verdankt habe, glaubt ernstlich kein Mensch. Heinse war seit seiner Primanerzeit in allen Winkeln der erotischen Weltliteratur zu Hause. Auf seine Belesenheit in dieser Richtung ist bereits hingewiesen worden. Seine Vorrede und die berüchtigten Fußnoten zum Petron beweisen es allein schon. Daß Heinses Zeitgenossen den kecken Petron-Übersetzer mehr oder minder in den Verruf taten, mag man verstehen oder auch nicht. Die literarhistorische Tatsache besteht, daß es geschehen ist. Heinse sah sich bekanntlich in den nächsten Jahren gezwungen, in seinem bescheidenen bürgerlichen Dasein das allerdings prüde Ohren kaum minder beleidigende Pseudonym „Rost"[231] anzunehmen. Unverständlich aber ist es, wenn heutzutage, wo es nur noch gilt, Heinses Wesen und Schaffen zu verstehen, selbst seine Biographen nicht genug gegen seine Erotika moralisieren können.[232] Heinse wäre ein Heuchler gewesen, wenn er nie derartiges publiziert hätte.

Die Petron-Übersetzung war Ende Februar 1772 vollendet[233] und gelangte vermutlich alsbald in die Hände des Verlegers Kanter in Königsberg, der sie aber schließlich ablehnte. Weiteres wissen wir nicht. Sie ist erst zur Ostermesse des folgenden Jahres anonym erschienen.[234]

Als Heinse Gleim Mitte Februar die baldige Vollendung ankündigte — nicht ohne dabei zu bemerken: was er dann machen solle, wisse er nicht, solle er nach Wien, Berlin, Leipzig oder Altona gehen?[235] — da machte ihm Gleim folgendes Angebot: „Vier Louisdor gäb' ich darum, sagte neulich einer meiner Freunde, wenn Dorats „Cérises",[236] das vor-

---

[230]) Zitiert in Anmerkung 154.

[231]) Johann Christoph Rost (1717—1765), vgl. Gödeke [2]IV, 12 f.

[232]) Schober wie Rödel, übrigens beide Pädagogen.

[233]) Möglicherweise sind einzelne metrische Teile auch erst im März entstanden und dem Manuskript nachträglich eingefügt worden.

[234]) Begebenheiten des Enkolp. Aus dem Satyricon des Petron übersetzt . . . [? Nürnberg. Zeh], 2 Bde.

[235]) Gleim-Heinse I, 53. 54.

[236]) Zu finden in: Oeuvres complètes de M. Dorat, Neuchatel, 1775, V. Bd., S. 559 ff.

treffliche Gedicht, in Deutsch übersetzt, — nicht übersetzt: mit aller Freiheit eines Meisters nachgebildet wäre ... Ganz auf deutschen Grund und Boden soll das Geschichtchen verpflanzt werden; man soll's ihm nicht ansehen, daß es aus Frankreich kam. Anstatt Paris: Berlin, anstatt der Sarthe: die Spree. Man soll schwören, alles wäre zu Pankow usw."[237]

Heinse ging gern auf den Vorschlag ein und machte sich am 21. Juni an die Arbeit, nachdem es ihm mit einiger Mühe gelungen war, ein Originalexemplar aufzutreiben.

Es ist hier am Platze, in kurzer Übersicht auf Heinses Beziehungen zu Gleim einzugehen. Wie bereits erwähnt, kam er zu dieser Freundschaft, für die er dem siebenundzwanzig Jahre älteren Manne sein ganzes Leben lang dankbar geblieben ist,[238] durch Wielands Empfehlung gegen Ende des Jahres 1770. Gleim hat ihm von Stund' an direkt und indirekt viele Wohltaten erwiesen.

Ludwig Gleim, seine Persönlichkeit und Stellung in der deutschen Literatur sind von berufener Hand in anschaulichster Weise charakterisiert worden.[239] Eine Monographie über ihn und seinen Kreis besitzen wir noch nicht. Man hat ihn die „Henne" der Dichter des XVIII. Jahrhunderts genannt. Im Jahre 1772, wo Heinse nunmehr in persönlichen Verkehr zu ihm trat, hatte der Dichter der Grenadierlieder seinen eigenen flüchtigen Ruhm bereits überlebt. Eine neue Zeit schritt über ihn hinweg. Um so verwunderlicher sollte sich der fremde kecke bunte Vogel Heinse unter Gleims niedlicher Hühnerschar in Halberstadt ausnehmen.

So sehr anerkennenswert (im Gegensatz zu der Schäbigkeit Wielands) die materielle Unterstützung war, die Gleim seinem Schützling Jahre hindurch gewährte und ohne die dieser bei seiner Unbekümmertheit[240] vermutlich untergegangen wäre, so ärmlich gering blieb der Einfluß, den

---

[237]) Heinse II, 365.

[238]) W. Sömmerring sagt in seiner Charakteristik Heinses (bei Lucä S. 32): „Als Freund war Heinse anhänglich und treu; seinen Vater Gleim liebte er mit kindlicher, dankbarer Verehrung bis zu dessen Tode". Gleim und Heinse sind im gleichen Jahre gestorben, Gleim am 18. Februar, Heinse am 22. Juni 1803.

[239]) Erich Schmidt in seinem: Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 3. Auflage. Berlin, Weidmann, 1910.

[240]) Heinse nennt sich einmal (IX, 170) einen „unbekümmerten Anhänger des Quid sit futurum cras".

Gleim als Mensch, Dichter und Kunstrichter auf Heinses Entwicklung auszuüben vermochte. Daß ihm dieser seine ersten Verleger (für die Sinngedichte und die Laidion) verdankt, ist zu den äußeren Wohltaten zu rechnen. Man braucht nur den Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse zu lesen, und man wird über das geringe Verständnis erstaunen, das Gleim für die Gefühlswelt seines Schützlings bei aller äußerlichen Überschwenglichkeit an den Tag legt. Niemals geht er z. B. auf Heinses Italiensehnsucht ein. Heinse freilich nahm ihm das in seiner leichtlebigen Art nicht übel. Er unterbreitete ihm alle seine Arbeiten und Pläne, aber eine wirkliche ernste Kritik, einen tatsächlich fördernden Rat hat er von Gleim niemals erhalten. Es scheint fast, als habe dies Gleim geflissentlich vermieden. Er ließ sich die opera und opuscula seiner Getreuen auf dem Altar seines Musentempels darbringen, wo der Weihrauch, den sich die kleinen Talente gegenseitig spendeten, so dicht zu qualmen pflegte, daß schließlich niemand mehr klar sah und urteilte. Gleim hatte an allem seine liebe Freude und es fiel ihm auch in seiner schwächsten Stunde nicht ein, kritisch sein zu wollen. Seine beschauliche Lebenskunst ging ihm über alles.

Wenden wir uns zurück zu den „Kirschen". Die Petron-Übersetzung mußte Gleim zeigen, welcher Richtung Heinses schriftstellerische Tätigkeit zustrebte. Teilte er die moralische Entrüstung Wielands (des Wortführers vieler anderer), die er als erfahrener Literaturfreund voraussehen mußte, innerlich nicht oder war er so oberflächlich in seiner Freundschaft, daß er seinen Schützling unbekümmert um die ihm drohende Diskreditierung von neuem zu Arbeiten im galanten Genre anregte?

Um Heinse zum Schaffen zu ermuntern, bedurfte es allerzeit eines Anstoßes von außen.[241] So weit kannte ihn wohl Gleim bereits. Aber ihn auf monumentale Aufgaben hinzuleiten, — wobei er ihm ja auf eine ähnliche zarte Art wie bei dieser Dorat-Übersetzung den Lebensunterhalt bestreiten konnte, — darauf kam Gleim nicht. Dazu war er selber viel zu sehr Kleinkünstler. Der junge Heinse hätte vor eine große Anforderung gestellt werden müssen! Er vermochte erstaunlich rasch zu arbei-

---

[241]) W. Sömmerring (bei Lucä S. 31): „Sein [Heinses] poetischer Sinn schien zum Empfangen immer aufgelegt, allein zum Produzieren mußte er gar oft von außen erst angeregt werden."

ten. Zu rastlosem, immer wieder modelnden und feilenden Arbeiten hat er sich – frei wie er war – jedoch niemals entschließen können. Wohl wuchs die Welt seiner genialen Phantasie körperlich, lebendig und farbenreich vor ihm auf. In der mündlichen Plauderei verstand er auch meisterhaft anschaulich zu schildern. Da kam der geborene Plastiker zum Vorschein. Aber bei aller dichterischen Begabung und trotz seines feinen Kunstgefühls fiel ihm andauerndes Schaffen schwer. Seine Lebhaftigkeit verleidete ihm das langsame Nachbilden der konzipierten Gestalten. „Den frisch erhaltenen Eindruck des Gesehenen oder Erlebten, seine Bemerkungen und Gedanken bei der Lektüre schrieb er an Ort und Stelle sogleich mit Blei in Notizbücher auf, die er stets bei sich zu tragen pflegte."[242]

Aus diesen Notizen entstanden Heinses Bücher.[243] „Daher die lebende Frische, das Unmittelbare, Ergreifende seiner Schilderungen."[244] An und für sich wäre gegen diese aphoristische Arbeitsmethode, die man an der Hand seines schriftlichen Nachlasses studieren kann, nichts einzuwenden. Sie ist durchaus künstlerhaft. Es ist die der späteren Realisten und Naturalisten. Nur machte sich Heinse seine musivische Arbeit gern allzu leicht. Selbst sein Ardinghello ist nichts als ein Mosaik von Aphorismen. Ein wundervoller Torso. Wie er so vor uns steht, wäre er Erzählern ersten Ranges ein erster großartiger Entwurf gewesen. Das Rohprodukt einer genialen Konzeption steht selbst nach langer Läuterung im Feuer der Phantasie nicht ohne weiteres in vollendeter Reinheit und Einheit da.

So schulmeisterlich es klingen mag: in diese Richtung hätte Heinses Selbsterziehung oder – da sie nicht energisch genug war – der Einfluß seiner literarischen Freunde hinweisen müssen. Statt dessen haben ihn Riedel an bösen Pamphleten, Wieland an lobhudelnden Epigrammen und Gleim an verliebten Rokokoszenen seine Kräfte vergeuden lassen.

---

[242]) W. Sömmerring (bei Lucä S. 31). Ähnlich schildert ihn König Ludwig I. von Bayern: „Heinse schreibt nicht, er malt, wie Correggio. Sein Lob, sein Tadel! In des Südens Glut taucht sich sein Pinsel. Flamme jeder Zug, jedes Wort Bild. Er brachte seine Gedanken nicht mit der Feder zu Papier: sie verwehen, indem diese eintaucht. Er hatte deswegen immer ein Dutzend gespitzter Bleistifte bei sich usw." (Walhallas Genossen, S. 238 f.)

[243]) Vergl. Schüddekopfs kritischen Anhang zum Ardinghello (Heinse IV, zweite Auflage, S. 399–421).

[244]) W. Sömmerring (bei Lucä S. 31).

In den letzten Tagen des Juli 1772 schied Heinse in völliger Eintracht von Liebenstein[245] und ein paar Tage darauf schreibt er aus Koburg an Gleim: „Nun kehr' ich endlich, nachdem ich auf meiner ulyssischen Wanderung viel Kummer und Verdruß ausgestanden, aber doch auch nicht wenige Tropfen aus dem Becher der seligen Wonne getrunken habe, wieder nach meiner Heimat zurück, zwar als ein ebenso unschuldiger Sohn der Natur, aber doch mit ein wenig mehr Vorsichtigkeit."[246]

Unterwegs machte er dem Ansbacher Dichter Johann Peter Uz, dem „göttlichen Uz", wie er ihn in der überschwenglichen Sprache des XVIII. Jahrhunderts nennt, einen Besuch.[247] Über Koburg geht es dann in der Post nach seiner Heimat. Anfang August finden wir ihn in Langewiesen. Die dortigen traurigen Verhältnisse sind bereits zu Anfang berührt worden. Heinse stand seiner Zukunft sorglos-ratlos gegenüber. „Soll ich auf Michaelis nach Leipzig[248] gehen? Oder nach Wien?[249] Oder Padua?"[250] fragt er Gleim.[251] „Oder wollen Sie und der göttliche Wieland Ihrem armen thüringer Jean Jacques eine Heloise verschaffen?"

X

Das halbe Dorf war kurz vor seiner Ankunft abgebrannt. Alles ist beim Wiederaufbauen beschäftigt. Überall Not und Elend. Heinse verteilt sein letztes bischen Geld und spielt seinen Landsleuten, wenn sie endlich Feierabend gemacht haben, auf der Geige oder Flöte vor, um ihnen die Sorgen und den Hunger zu verscheuchen. Oder er erzählt

---

245) Schmettau scheint sich früher von den beiden getrennt zu haben. Heinse erwähnt seinen Namen zuletzt am 5. Februar 1772, ohne aber damit seine Anwesenheit in Erlangen zu bestätigen.

246) Heinse IX, 77.

247) Von Uz (1720—1796) waren bis dahin erschienen: „Lyrische und andere Gedichte" (1749), sowie „Versuch über die Kunst, stets fröhlich zu sein" (1760), letzteres in mehrere fremden Sprachen übersetzt.

248) Um weiter die Rechte zu studieren.

249) Zu Riedel.

250) Anspielung auf Petrarca. (Heinse IX, 95.)

251) Heinse IX, 81 f.

ihnen Geschichten. Tagsüber aber wandert er in die Wälder und träumt sich unter alten Eichen Luftschlösser und Utopien aus. An der Spitze von tausend jungen Thüringern will er ausziehen und in Ungarn eine Kolonie gründen. „Sie werden mir bis ans schwarze Meer folgen. Beinahe glaub ich auch, daß ich ihnen eine bessere Religion und ein feineres Gefühl ins Herz lehren wollte.“ [252]

Vater Gleim wußte in der Tat Rat. Bereits am 20. August bietet er ihm ein Unterkommen in seiner nächsten Nähe, in Halberstadt selbst, an: „Ein hiesiger Edelmann, der einen einzigen Sohn von sechs bis sieben Jahren und den guten Vorsatz hat, ihm die beste Erziehung zu geben und daran nichts ermangeln zu lassen, ein sehr vernünftiger edel denkender Mann, der den Hofmeister seines Kindes auf den Fuß eines Freundes bei sich haben will, der das Lesen liebt, eine Gemahlin hat, die eine Freundin der gesunden Menschenvernunft ist, — solch ein Edelmann hat mich ersucht, ihm einen Lehrer seines Sohnes vorzuschlagen.“[253] Heinse ist sofort bereit. Teilweise zu Fuß reist er durch den Harz über Quedlinburg nach Halberstadt, wo er am 12. September 1772 eintrifft. Am 1. Oktober wird er unter dem falschen Namen „Rost“ [254] als Hauslehrer in das Haus des Herrn Valentin von Massow in Halberstadt aufgenommen.[255] Massow war Hauptmann a. D. und seit 1764 Kriegs- und Domänenrat an der Halberstädter Kammer. [256] Er war seit 1764

[252]) Ebenda.

[253]) Gleim-Heinse I, 63.

[254]) Die Umtaufe erfolgte aufs Gleims Vorschlag (Gleim-Heinse I, 93); offenbar fürchtete er die bevorstehende, nicht mehr rückgängig zu machende Publikation des Petron. Gleim wollte sich und Massow nicht kompromittiert sehen, falls Heinses Name in allen Zeitschriften an den Pranger gestellt werden würde, was doch möglich war und teilweise auch eingetreten ist.

[255]) Die Zeit zwischen Engagement und Antritt scheint Heinse in Erfurt oder Langewiesen verbracht zu haben. Im 24. Briefe (Heinse IX, 88 f.), der „Ende September“ zu datieren ist, erwähnt Heinse einen vergeblichen Versuch, Wieland zu besuchen.

[256]) Später pommerscher Landschaftsrat bei der Landschaftsdirektion des Stolpeschen Departements. Sein voller Name ist Valentin Georg Anton von Massow. Er war ein Sohn des preußischen Staatsministers Valentin v. Massow (1712—1775). Gestorben ist er am 11. Juni 1786 in seinem Gute Rohr. (Vergl. Nachrichten über das Geschlecht derer von Massow, Berlin, Mittler und Sohn, 1878, S. 158 f. und 194.)

mit Maria Elisabeth geb. Freiin von Schellersheim[257] verheiratet, einer Tochter des Geheimrats Paul Andreas von Schellersheim in Quedlinburg, und hatte zwei Kinder: Elisabeth Charlotte Ferdinandina Luise von Massow (geb. am 25. Juli 1765) und Valentin Andreas Ernst Rudolf von Massow (geb. am 29. Oktober 1766 zu Halberstadt).[258] Dieser letztere wurde Heinses Zögling in den nächsten anderthalb Jahren.

Der Aufenthalt im Hause Massow ist für Heinses innere wie äußere Entwicklung von der größten Bedeutung gewesen. Den Erfurter Studenten hatte Wieland noch für nicht „présentable dans la bonne compagnie" erklärt. Während seiner Tätigkeit als „Secrétaire de son Excellence le Comte de Schmettau" [259] und Gefährte Liebensteins hatten sich seine Sitten nicht mildern können. Jetzt kam er in das Milieu eines reichen Hauses, in dem vornehme Lebensart und aristokratische Kultur walteten, und vor allem, was dem jungen Deutschen immer not tut, unter den Einfluß einer hervorragenden Frau. Hier begannen Heinses schlechte Sitten zu schwinden; und wenn an ihm später (1786) „Urbanität und Attizismus in Manieren und Rede" gerühmt werden,[260] so ward der Grund dazu in Halberstadt gelegt.

Die Massowsche Ehe war nicht glücklich, und das war wohl der Anlaß, warum die junge Frau häufig, mitunter Monate lang, bei ihren Eltern in Quedlinburg wohnte, so von Anfang Dezember 1772 bis Ende Februar 1773.[261] Ihre beiden Kinder und den Hauslehrer nahm sie mit sich. Sie muß nicht nur eine kluge künstlerisch beanlagte, sondern auch eine schöne Frau gewesen sein. Johann Georg Jacobi nennt sie die „Venus

---

[257]) Nach dem Tode Massows heiratete sie einen Grafen von Münchow.

[258]) Valentin v. Massow, später Kürassieroffizier, ist unverheiratet am 18. Dezember 1817 als Major a. D. in Breslau gestorben. Seine vom Vater ererbten Güter Rohr, Friedrichshuld, Falkenhagen u. a. verkaufte er 1799 an seinen Vetter, den Hofmarschall Valentin v. Massow.

[259]) Heinse IX, 47. 68.

[260]) Erinnerungen von Friedrich Matthisson, Zürich 1812, III. Bd., S. 93.

[261]) Es sei hier erwähnt, daß in Quedlinburg seit 1745 eine „Musikalische Gesellschaft" bestand, die Konzerte veranstaltete, vergl. Journal von und für Deutschland, II. Jahrgang (1785), erstes Stück, S. 16 ff. — Über Halberstadt orientiert Zschiesche, Halberstadt einst und jetzt. Halberstadt 1895.

Massow".[262] In Halberstadt und Quedlinburg wurde sie allgemein vergöttert.

Heinses 21 Jahre später geschriebener Roman „Hildegard von Hohenthal" ist reich an bekenntnisvollen Erinnerungen an seinen Aufenthalt in dieser Familie. Man erkennt in der Hildegard die Frau von Massow, im alten Herrn von Hohenthal den Geheimrat von Schellersheim, im jungen Herrn den Bruder[263] der Frau von Massow u. a. m. mit Leichtigkeit wieder. Die amitié amoureuse zwischen Hildegard und dem jungen Kapellmeister Lockmann gewährt einen psychologisch überaus fesselnden Einblick in Heinses eigenes Liebesleben während der Jahre 1772 und 1773.

Von Hildegard von Hohenthal sagt Heinse: „Die Dithyramben von ihrer Schönheit, ihren Talenten und Vollkommenheiten, von Grausamkeit, Kälte, Eis, Flüchtigkeit der Jugend hörte sie nur zum bloßen Zeitvertreib . . . Sie war der Augapfel ihres vortrefflichen Vaters, seine Hauptfreude und Sorge gewesen und ihre Erziehung in allen Punkten reiflich überlegt worden, was sie jedoch unnötig machte, da sie sich gerade so, wie er wollte und wünschte, gänzlich aus sich selbst bildete und nur die besten Meister zum Unterricht und die vorzüglichsten Personen besonders ihres Geschlechts zum Umgang erfordert wurden. Das Glück begünstigte sie in allem. Schon als Kind war sie über Falschheit, Verstellung, Verräterei, Neid und Bosheit bei den Menschenpflanzen, ihren Gespielinnen und Gespielen, ohne großen Schaden klug geworden und hatte an die ersten aller Tugenden: Schweigen und für sich zu bestehen, Bescheidenheit und gerechte Würdigung eines Jeden und was auf die Dauer gefallen und auffallen muß, ihr Herz, ihre lebhaften Sinne und immer klare heitre Seele früh gewöhnt."[264]

Sehr bald war Heinse leidenschaftlich in die ihm etwa gleichaltrige Elisabeth von Massow verliebt. Das Verhältnis zwischen Hausherrin

---

[262]) Briefe von den Herren Gleim und Jacobi. Berlin, 1768. S. 79 ff. (Brief vom 21. 10. 1767). Das Epitheton Grazie war damals ein Modewort, vergl. „Grazie und Grazien in der Deutschen Literatur des XVIII. Jahrhunderts von Franz Pomezny. Herausgegeben von Bernhard Seuffert. Hamburg und Leipzig, L. Voß, 1900.

[263]) Heinse erwähnt (IX, 94) seine reichhaltige Bibliothek.

[264]) Heinse V, 40 f.

und Hauslehrer, das seine vollendete dichterische Verkörperung in den Stendhalschen Gestalten des Julian Sorel und der Madame de Rênal im ersten Bande von Le Rouge et le Noir gefunden hat, wandelte sich auch hier leise zu einer innigen Freundschaft, die, wenn man von den Beziehungen zwischen Hildegard und Lockmann einen Rückschluß wagen darf, sehr bald eigentümliche erotische Elemente aufleben ließ.

Das äußerliche Bindemittel dieser Freundschaft waren gemeinsame Studien in der Musik[265] und in der italienischen Sprache. „Ich lehre meine oder vielmehr ich lerne mit meiner Grazie von Massow täglich eine oder zwei Stunden Italiänisch und empfinde so viel Vergnügen dabei, daß ich gern die übrigen melancholischen Stunden verschmerze."[266] Und im Dezember 1772 schreibt er ebenfalls an Gleim: „Ich lese täglich zwo Stunden mit meiner Grazie von Massow die Opern, von der himmlischen Venus dem Metastasio eingegeben, und wir erklären sie — bedenken Sie meine Wonne! — einander; und dann bisweilen auch die witzigsten Erzählungen des — Boccaccio . . . Metastasio! O, ein Gott ist der Mann, kein Mensch! . . . Da fliegen die Stunden dahin wie die Tauben der Göttin der Liebe durch ein süßes Tal im Elysium . . ."[267]

Wilhelm Heinse hat die Musik von Kindheit an geliebt und gepflegt. „Die Musik liebt die waldigen Gegenden", sagt er einmal, als er von Thüringen spricht.[268] „Sie wurde daselbst geboren. Ein Hain von Nachtigallen, ein Echo in einem buschigen Tale lockt uns zu Liedern. Wir müssen singen, wenn wir auch nicht wollen. Und wie verschwistert ist hier Musik und Poesie!" Verschiedene Vorfahren Heinses waren Musiker: sein Vater, der Urgroßvater seiner Mutter usw. Er selber spielte, noch ehe er in die Schule ging, in der Kirche auf der Orgel an Stelle seines Vaters.[269] Daß er in Schleusingen „auf Klavier und Flöte fleißig übte",

---

[265]) Von Hildegard v. Hohenthal sagt Heinse (V, 42): „Ihre Hauptleidenschaft war Gesang und Musik und lyrische und dramatische Poesie dafür; diese überwog bei ihr alles andre."

[266]) Heinse IX, 98.

[267]) Heinse, IX, 105. Die Verherrlichung Metastasios (1678—1782), die Hans Müller (S. 568) aus Mangel an historischem Sinn „unbegreiflich" findet, teilt z. B. auch der junge Stendhal (1783—1842).

[268]) Thüringischer Zuschauer, S. 84 f.

[269]) Archiv X, 377.

ist bereits erwähnt worden.[270] Auch erteilte er damals bereits Musikunterricht. In Erfurt spielte er im Nonnenkloster die Orgel,[271] machte mit den Nonnen Musik und gab Klavierstunden.[272] Wieland übertreibt nicht, wenn er in seinem Empfehlungsschreiben an F. H. Jacobi von Heinse sagt: „Au surplus versteht er Musik, spielt das Klavier und ist überhaupt ein ganz musikalischer Mensch de cap en pied."[273] Seine in Erfurt verfaßten Dialoge beschäftigen sich in der Hauptsache mit Musik. Sie spiegeln seinen musik-ästhetischen Standpunkt von 1770 deutlich wieder. Damals und noch lange Zeit weiter war Niccolò Jomelli (1714 bis 1774) sein Liebling. Seine „Armida" (1770) erklärt der Musiker Lockmann (Heinses Doppelgänger) in der „Hildegard von Hohenthal" für die beste unter allen italienischen Opern; der zweite Akt gehöre nach seinem Gefühl unter das „Allerhöchste der Musik".[274]

Neben Jomelli erfreuen sich Tommaso Traetta (1727—1779) und Francesco Majo (1745—1774) Heinses besonderer Liebe. Zu ihnen gesellen sich vor allem noch Giovanni Battista Pergolesi (1710—1736), der Komponist des „Stabat mater", und der heitere leichtlebige Domenico Cimarosa (1749—1801). Es ist somit die italienische Musik, die Heinse bevorzugt. Bei dieser in seinem Geschmacke beruhenden Einseitigkeit ist zweifellos zunächst seine Italiensehnsucht und später nach der Erfüllung seines Herzenswunsches die nie verblassende Erinnerung an Venedig und Rom mit im Spiele.[275] In Italien (1780—1783) lernt er besonders die

---

[270]) S. 27.

[271]) Archiv X, 377. Reminiszenzen daran in der „Hildegard" (Heinse V, 11): „Der Fürst hatte den jungen Lockmann auf einer Reise, in Erfurt, dessen Heimat, bei einem Fest kennen gelernt, wo er in der Kirche auf dem Petersberge gerade die Orgel spielte." Ferner Heinse V, 89: „Er phantasierte ihnen [den Nonnen] zu Gefallen die rührenst verflochtensten Gänge, mit kurzen zärtlichen Melodien und Imitationen ausgeschmückt, die man für warme Andacht nehmen konnte."

[272]) Schober, S. 24.

[273]) „Er war ein geschickter Orgel- und Klavierspieler, auch in die Geheimnisse der Komposition eingeweiht. Singen konnte er nicht, wenigstens hatte er keine Stimme." (W. Sömmerring bei Lucä S. 31). Vgl. auch Heinse XI, 251.

[274]) Heinse V, 109, 120.

[275]) Offenbar hängt das (abgesehen von seiner Italomanie) damit zusammen, daß er sehr wenig Gelegenheit gehabt hat, andre denn italienische Opern in guten Aufführungen kennen zu lernen. Die glänzende Mannheimer Oper (1778 nach

von Neapel, dem „Lustort der Sirenen", ausgehende Musik lieben und seitdem hat es ihm vor allem — bewußt und unbewußt — die neapolitanische Musik mit ihrer „unvergleichlichen Süße und Sinnlichkeit" angetan. Eins steht schon früh bei ihm und unwiderleglich fest: Die Musik der Italiener kennt keine Rivalinnen. Bekanntlich steht er mit dieser Meinung zu seiner Zeit nicht einzeln da. Gleichwohl gewinnen später Gluck (1714—1787) und Haydn (1735—1809) bis zu einem gewissen Grade sein Interesse, während er Johann Sebastian Bach (1682—1750) nie und Wolfgang Amadeus Mozart (1756—1791) ohne Enthusiasmus erwähnt. In der deutschen Musik zieht ihn das Melodiöse des Volkslieds an; ja, er träumt sich bereits eine „deutsche Oper mit Volksmelodien" aus, wobei ihm offenbar das Teatro San Carlo in Neapel vorschwebt.[276]

Merkwürdigerweise haben sich musikalische Versuche und Kompositionen von Heinses eigener Hand nicht erhalten. Im Nachlasse findet sich nicht ein einziges Zettelchen mit Notenschrift, geschweige denn die geringste Spur von einer Partitur des „Achill in Skyros", der in der „Hildegard" derart ausführlich besprochenen und zitierten Oper Lockmanns, daß man glauben möchte und vielfach geglaubt hat, sie müsse vollendet vorgelegen haben.[277]

Überblickt man die gesamte Entwicklung Heinses als Musikliebhaber und Musiktheoretiker, so erscheint er gerade auf diesem Gebiete, wo er so außerordentlich begabt war, auffällig stabil. Sein musikalisches Gefühl reift, aber variiert sich dabei nur wenig. Es ist um 1770 im wesentlichen das gleiche wie um 1794. Die Musik ist der Mode mehr unterworfen als jede andre Kunst und mit jedem Menschenalter wandelt sie sich. Aber so feinempfindlich Heinse den sich neuen Idealen zuwendenden Geschmack z. B. in der Malerei vorausgefühlt und gewissermaßen eingeleitet hat: als Ästhet in der Musik ist und bleibt er ein Kind des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts und nur in seiner individuellen Art, die Werke dieser Kunst

München verlegt) ist Heinsen nicht bekannt geworden, da er erst 1780 dahin kam, wobei er die Bekanntschaft des bereits pensionierten verdienstvollen Kapellmeisters Ignaz Holzbauer (1711—1783) machte. Vergl. Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe. Von Friedrich Walter, Leipzig, 1898, S. 124 (Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz Bd. I).

[276]) Heinse V, 331.

[277]) Vgl. Hans Müller S. 598.

unter Assoziationen zu genießen, steht er seinen Zeitgenossen, soweit wir sie durch die Literatur kennen, feinnerviger gegenüber.[278]

Das Ineinanderfluten von Kunst und Liebe ist auch das Eigentümliche an der erotischen Freundschaft zwischen Frau von Massow und Heinse. Nach allem, was sich aus seinen Büchern schließen läßt, verfeinert sich diese Eigentümlichkeit immer mehr, je älter der Dichter wird. Heinse als Liebender ist ein kompliziertes psychologisches Problem. Mehr als bei anderen Künstlern muß man sich gerade bei Heinse, dem berüchtigtsten und berühmtesten Erotiker unsrer Literatur, über dieses Problem so klar sein, wie es einem nur möglich ist, ehe man sein Leben, seine Dichtungen und seine Weltanschauung verstehen will.

In seinem Curriculum vitae von 1770[279] sagt er, er lebe seit acht Jahren, d. h. seit seiner ersten Liebe, die sein siebzehntes und achtzehntes Lebensjahr zu den „schönsten vielleicht seines ganzen Lebens" gemacht habe. Näheres über jene „Chloë" erfahren wir nirgends. Drei Jahre später klagt er:

> Wohin sind sie? Wohin die schönsten meiner Tage?
> Der erste Frühling meiner Lebenszeit?
> In Unschuld floß er hin! Noch unentweiht
> Von Gram und Traurigkeit
> Und ohne Krankheit, ohne Plage![280]

Er hat selten so sentimentale Verse gemacht wie diese. Was wissen wir, aus wieviel Gründen ihm die Jenenser Zeit, in der er sie geschrieben, die „bitterste seines Lebens" war? In Erfurt stellt sich seine volle Lebenslust wieder ein. Aber auch hier erfahren wir nichts über das galante Leben Heinses; wir können jedoch annehmen, daß Gleichmanns, seines Freundes, „Jungfer Sammtsuse"[281] ein Gegenstück an Wilhelm Heinses Seite gehabt hat. In einem mit „G" signierten Gedichte des Thüringischen

---

[278]) Über Heinse als Musikschriftsteller hat Hans Müller eine Studie veröffentlicht (Literatur unter Nr. 38), die aber auf Heinses individuelle Empfindung nicht eingeht. Noch weniger weiß Stöcker (S. 116—118) über Heinse und die Musik zu sagen.

[279]) Heinse IX, 3.

[280]) Schüddekopf II, 252.

[281]) S. S. 54.

Zuschauers[282] „An einen Freund", das wahrscheinlich Gleichmann Heinsen gewidmet hat, heißt es:

Der Abend malet uns den nahen Wald mit Gold,
Uns weht der West, die Sonne ist uns hold,
Uns rauscht der Bach, die Buche gibt uns Schatten,
Uns wächst das Moos, uns hüpft das kleine Reh,
Der Morgen gießt für uns den Tau auf jungen Klee,
Das Veilchen duftet uns, uns singt der Zimmert Lieder
Und Echo gibt sie uns aus ihrer Grotte wieder.
Das alles ist für uns! Was wünschen wir denn mehr?
Wir freuen uns, ihn[283] plagt der Sorgen Heer.
Wir brauchen nichts! Uns ließ das Glück auf Erden
Zwar arm, doch niemals elend werden.
Die Muse, die kein Mädchen[?] je gekannt
In unserm rauhen Vaterland,
Besucht uns, gab uns Lieder.
Die geben wir nun unsern Mädchen wieder:
Die lieben uns, und manchen schönen Kuß zum Lohn
Trug ich und Du davon.

In einer späteren Nummer des „Zuschauers" stehen Briefe zweier Schwestern über die Liebe, in denen uns Heinse folgendes verrät:

„Wir kommen in die Welt, um zu lieben, und sobald wir damit fertig sind, sobald ist es Zeit, daß wir wieder daraus wandern. Ohne Liebe sich des Lebens zu freuen, ist ebensoviel, als ohne Sonne, ohne Licht sehen zu wollen. Auf sie muß das System der menschlichen Glückseligkeit gebaut werden, und alle Philosophen, so es auf einen andern Grund gesetzt haben, machten Luftschlösser.

„Die Geschöpfe sind wahrhaftig nicht würdig, Menschen zu sein, die die Pforten zum Eingange der menschlichen Glückseligkeit für die Pforten der Hölle ansehen. Sie sind närrischer als Don Quichotte, der Windmühlen für Riesen ansah.... Ist es nicht mehr als waldheimischer Unsinn, wenn man diesen schönen Körper, den uns Gott zu unsrer Glück-

---

282) VI. Stück.

283) Erklärt sich durch die erste Strophe: Der Herrscher des Landes.

seligkeit gab, um ihn nicht dazu zu brauchen, peinigt? .... Die echten Platoniker in der Liebe sind echte Narren. Dies ist die wahre glückseligmachende Liebe, wenn man Seele und Leib an der geliebten Person liebt, und die Liebe ist unmenschlich, wenn man nur eins von beiden an ihr liebt. Ovid und Grécourt, Platon und Plotin verdienten die Strafe Abälards."[284]

Als Heinse zwei Jahre später unter die veredelnde Zucht der schönen Frau von Massow kam, wird er in Dingen der Liebe kaum anders gedacht haben, — oder hatte ihn sein Wanderjahr zum Libertin und zum Zyniker gemacht? Der Tradition nach müßte man das annehmen. Wo wäre sonst der schlechte Einfluß, den der verrufene Liebenstein auf ihn ausgeübt haben soll? Wo die unheilvolle Wirkung Petrons?

Überspringen wir vorläufig die Weiterentwicklung Heinses in diesem Punkte von 1772 bis 1795. Daß die Frauen eine große Rolle in seinem Leben spielen, weiß bereits der wenig unterrichtete Laube, indem er sagt, Heinse sei „überall mit Liebschaft gesegnet worden und solcher Verkehr sei ihm ein Hauptreiz des Lebens gewesen".[285] In hämischer Weise drückt sich Huber aus: Heinse brenne nur immer an einer Stelle; außer dieser sei er eiskalt.[286] Was unter der „einen Stelle" zu verstehen ist, unterliegt keinem Zweifel. W. Sömmerring berichtet: „Heinse stand im Leben eigentlich allein. Bei seinem feinen Gefühle für geistige wie körperliche Vorzüge des anderen Geschlechts mag es auffallen, daß er von keinem weiblichen Wesen, soviel bekannt, auf die Dauer gefesselt wurde. Er starb unverheiratet, vielleicht aus Scheu vor den Fesseln der Ehe".[287] Auch J. Georg Jacobi bestätigt: „an dem Hof [des Kurfürsten von Mainz], an dem er [seit 1786] lebte, waren ihm die Damen von der feinsten Bildung vorzüglich hold".[288]

Mehr berichten die Zeitgenossen über diese Seite an Heinse bedauerlicherweise nicht, sodaß des Weiteren die Gestalten in seinen Dichtungen reden müssen. Nirgends verraten die Dichter über sich selber mehr als durch ihr Schaffen. Mit feinem Verständnis sucht daher Poppenberg unser

---

[284]) Thüringischer Zuschauer, S. 161 f.

[285]) Laube S. XV.

[286]) Kürschners D. National-Litteratur, Bd. 51, S. LV.

[287]) Bei Lucä, S. 32.

[288]) Iris, 1805, S. 131.

Problem hieraus zu fassen: „Heinses Erotik und Sinnlichkeit, die den Zeitgenossen soviel Schrecken einflößte, kommt aus der Sphäre künstlerischer Nerven. Von seelenaufwühlender Leidenschaft, von einer Hingabe an die Persönlichkeit einer Frau ist in diesem Leben kaum etwas zu merken.[289] Er ist eines jener Temperamente, die mehr die Frissons suchen als die Gemeinschaft.

„Heinse scheint übrigens viel weniger Erotiker als ein Hedoniker gewesen zu sein, der die Genußfähigkeit aller Sinne übt, sie zu einem bereichernden Zusammenklang ausbildet und dem diese Kunst der eigenen Genuß-Polyphonie viel mehr gilt als die Menschen und die Frauen besonders, die ihm nur Mittel sind.

„Heinse erkannte früh jenen verfeinerten raffinierten Egoismus des Künstlers, der sich von der Schwäche menschlicher Befangenheiten, von der Verstrickung in die Fußangel der das eigene Selbst entwurzelnden Liebe oder des unfrei machenden Mitleids energisch wahrt und zu allem Erleben die Distanz künstlerischen Anschauens hält. Er spricht von der ‚großen starken Selbständigkeit, die Leiden a u ß e r s i c h zu fühlen, ihre Natur und Eigenschaften mit ihren Kräften zu ergründen und zu erkennen, die Sphäre seines Geistes dabei zu erweitern und zugleich über alles dies empor zu ragen, ohne sich als Teil damit zu vermischen und selbst zu leiden'.

„Solch künstlerisches Anschauen ist auch in seinen erotischen Beziehungen. Bei ihm spielen immer Korrespondenzen und Assoziationen. Er gibt nicht, er wird nicht besessen, er empfängt und bleibt in der unantastbaren Sphäre freien Genießens. Alle Eindrücke aus Kunst, Leben und Liebe verschmelzen ihm zu ästhetisch bereichernden Werten, wie es im Ardinghello heißt, daß durch die Beschäftigung mit der bildenden Kunst gerade das Leben mehr Stärke gewinnt. Bei Frauen hat er Begleitvorstellungen von Bildern und Dichtungen, von Basreliefs und Luzianischen Hetären-

---

[289]) In dieser Behauptung Poppenbergs sei eine Stelle der „Laidion" (Heinse III, S. 169) zitiert: „Den Besitz dieses wesentlichen Schönen hab' ich auf Erden gesucht; deswegen hab' ich von Kindheit an mein Vergnügen an der Betrachtung schöner Körper gefunden, und je mehr mein Ideal von Schönheit vollkommen geworden ist, je mehr ich Flecken davongewischt habe, je weniger hab' ich meine Liebe auch auf e i n e geliebte Person allein beschränken können."

gesprächen und die Courtisanen-Causerie in Venedig ist ihm etwas Ähnliches wie die Lektüre der Voltaireschen Pücelle."[290]

Besser kann man den Erotiker Heinse nicht kennzeichnen, nur darf man nicht vergessen: Poppenberg schildert den reifen Heinse, den schon leise alternden, den Heinse von 1795.

Den Heinse von 1772, den jungen stürmischen kecken Verliebten finden wir ganz unverändert weder im Ardinghello noch in der Hildegard. In beiden Romanen kommen tausend Erfahrungen und Verfeinerungen von Jahrzehnten viel zu viel zur Wirkung. Sicherlich hat Heinse in der Hildegard dem Drang nachgegeben, seine ihm unvergeßlichen Erinnerungen an die Halberstädter Zeit zu verewigen, aber seine inzwischen ins Subtile gegangene Entwicklung zwang ihn, gewisse Realitäten zu raffinieren. Im Musiker Lockmann ist zwar der vollblütige junge Heinse im allgemeinen wieder erstanden, in Frau Hildegard aber eine seltsame Mischung jener leibhaftigen, einst so heiß geliebten Frau und seiner selbst, d. h. des die „Frissons suchenden" Heinse von 1795. Somit kann man das Verhältnis zwischen den Liebenden im Roman nicht ohne weiteres in die Biographie des Autors selbst hinübernehmen.

Ein anderes dichterisches Dokument tritt hier ergänzend ein.

In den ersten Dezembertagen (vermutlich am 8. und 9.) 1773 hat Heinse die 40 Stanzen gedichtet, die er einem Dezember-Briefe an Wieland hinzufügte, um sie ihm für den „Merkur" anzubieten. „Sie erhalten sie ganz heiß aus der Seele. In zwo Nächten — ich beteur' es Ihnen beim Apoll und den Musen! — hab' ich sie an meinem Klavier aus der Seele gesungen, um mir die Abwesenheit meiner Grazie von Massow zu erleichtern . . ."[291] Diese Stanzen gehören zu den Meisterstücken der deutschen Verskunst.[292] Sie sind im Nachhall eines glücklichen Tages

---

[290]) Poppenberg S. 47 f.

[291]) Das rasche Entstehen der technisch schwierigen Stanzen deutet daraufhin, daß den unproduktiven Dichter ein besonderes Ereignis angetrieben haben muß. (Vergl. Anmerkung 241.)

[292]) In der Urfassung abgedruckt: Heinse IX, 156—170; erweitert im Anhange zur Laidion (Heinse III, S. 199—214). Heinse sagt: „Die Stanzen halt' ich noch immer für eins der besten Gedichte, die ich Laie unter den Dichtern gemacht habe." (Heinse IX, 206). Und Goethes bekanntes Urteil: „Hintenan [an der Laidion] sind Ottave gedruckt, die alles übertreffen, was je mit

entstanden, zugleich im Vorgefühl der Trennung von der Geliebten. In seinem Briefe vom 8. Dezember heißt es: „Noch diesen Monat bin ich Hofmeister bei dem Herrn von Massow und dann bin ich wieder frei, aber wider die heißen Wünsche meines Herzens frei. Die ganze Familie, in deren Schoß ich ein Jahr lang das schönste Glück meines Lebens genoß, wo ich als der beste Freund geliebt wurde, wird nun auf einmal zerstreut. Der Herr von Massow, der Sohn des ersten Ministers des Königs, reist in das rauheste Pommern auf seine Güter, von einem betrübten Schicksal dahin gezogen.[293] Meine von ganz Halberstadt und am innigsten von Ihrem und meinem Jacobi und Gleim angebetete Grazie von Massow nach Westphalen auf die Güter ihrer Eltern,[294] und die Erziehung .... ihres Sohns .... will der Minister in Berlin besorgen, wo schon die Tochter, das Ebenbild ihrer Mutter, erzogen wird. Wir müssen also Abschied von einander nehmen und schon wird mir das Herz aus der Brust davon gerissen. In dem Elysium Italiens werden mich ihre Reize noch nach sich ziehen. Es sind besondere Umstände bei dieser Familienbegebenheit, die sich in einem Briefe nicht erzählen lassen."

Wie überall muß Heinses Herz von Lust und Leid gewesen sein, wenn er diese – im Verein mit den „wollüstigen Stanzen" (wie er selber sagt!) – kaum verschleierten Bekenntnisse dem ihm gegenüber so herz- und verständnislosen Wieland macht![295]

Schmelzfarben gemalt worden." (Goethe, Weim. Ausg. IV, 2, 176.) Wenig später hat sogar Wieland geäußert: „Ich hätte nicht geglaubt, daß so viel Grazien in diesem jungen Faun verborgen wären. Viele seiner Stanzen sind unsäglich schön. Man muß ihn bewundern. Der versteht's!" (Heinse IX, 228 f.)

[293]) Offenbar ist der nahe Tod des Ministers gemeint. Man beachte, wie verschlossen der so gern plaudernde Heinse doch im Grunde ist. In den Briefen Heinses an Gleim sind gerade solche Nebensächlichkeiten wertvoll.

[294]) Im Jahre 1776 lebt auch sie in Pommern. (Gleim-Heinse II, 40.)

[295]) Heinse hat sich auch Gleim gegenüber über sein Verhältnis zur Frau v. Massow niemals frei ausgesprochen. Wir haben bereits mehrfach den Charakter seiner Briefe an ihn gekennzeichnet. Eine Freundschaft, die zu voller Offenheit gezwungen hätte, band diese beiden schon in ihren Lebensjahren voneinander so getrennten Menschen nicht. Weit genug gehen Heinses Bekenntnisse immerhin, vgl. Heinse IX, 112, 118 und 120. Besonders auffällig äußert er sich zu Klamer Schmidt (IX, 122): „Wegen des Exemplars der Kirschen, das ich Frau v. Massow gegeben, können wir so ruhig sein wie vorher. Ich habe gestern deswegen mit

Wieland gab gar keine Antwort, sondern schickte ihm die Stanzen durch Gleim zurück, indem er diesem gleichzeitig u. a. schreibt: „Verzeihen Sie mir, mein bester Gleim, daß ich mir Ihre Vermittlung ausbitte, um dem Herrn Heinse die beiliegenden Stanzen wieder zurückzugeben. Es ist viel schöne Poesie in diesen Stanzen. Der Mensch hat eine glühende Phantasie . . . aber . . . seine Seele ist mit einem unglücklichen Priapismus behaftet, der, wie es scheint, bereits zum unheilbaren Übel geworden ist. Denn was für Hoffnung soll ich mir von einem Menschen machen, der . . . fähig war, den Petron so zu übersetzen und eine solche Vorrede und solche Noten dazu zu machen, wie er es getan hat? Und der nun, da er Reue und Leid über diese Untat vorgibt, gleichwohl fähig ist, ein Gedicht in zwanzig Büchern[296] schreiben zu wollen, das sich gleich mit einer jouissance anfängt und mit einer jouissance, die so unzüchtig beschrieben ist, daß der Poët nur von Hurenwirten und Bordellnymphen mit Beifall gelesen zu werden hoffen kann. Lesen Sie, bester Gleim, die 15., 20., 21. dieser Stanzen und sagen Sie, ob ich zu hart urteile. Wenn sich Heinse, um solche Unflätereien zu rechtfertigen, auf meine Komischen Erzählungen beruft, so muß er gar kein Discernement haben. Und so ist es auch."[297]

ihr gesprochen und ich stehe dafür, daß es kein Auge mehr lesen soll. Dem Herrn v. Massow, der überhaupt nichts von den Kirschen weiß, usw." Offenbar wußte sie Rosts wirklichen Namen, kannte den Petron usw. Der einzige Brief Heinses an sie, der sich erhalten hat (IX, 196—198), sein Abschiedsbrief bei seinem Weggang von Halberstadt, vom 9. April 1774, ist augenscheinlich so abgefaßt, daß ihn der Gatte im Notfalle lesen konnte. Auffällig ist die Stelle: „Ich übersende sie [Bücher] Ihnen, meine gnädige Frau, weil der gnädige Herr wie ich höre, abwesend sind". Man könnte daraus schließen, daß Heinsen der Zutritt in das Massowsche Haus in Abwesenheit des Hausherrn verboten gewesen wäre.

[296]) Heinse schreibt zwar an Wieland (IX, 170): „in diesem Tone soll es etliche zwanzig Gesänge weiter fortgehen", aber schon die Art der Konzeption schließt die ernstliche Absicht Heinses aus. Ein Gesamtplan hat dem Dichter nie vorgeschwebt. Es lag ihm nur daran, die Stanzen gedruckt zu haben. Da ihm das im „Merkur" nicht möglich wurde, veröffentlichte er sie als (unorganischen) Anhang zur „Laidion" (1774). Heinse war viel zu sehr Künstler, als daß er es je versucht hätte, diesem zu besonderer Stunde geschaffenen Torso weitere Stücke anzuflicken.

[297]) Pröhle, S. 236 f. Die ganze Affäre findet man übersichtlich und parteilos klargelegt bei Wachsmann S. 465 ff.

Man wundert sich, daß sich Heinse trotz dieses Briefes, von dem er Kenntnis bekam — in dieser Absicht war er geschrieben — noch einmal vor Wieland zu verteidigen suchte. Diese Gutmütigkeit und Nachgiebigkeit erscheint beinahe unmännlich. Er erreichte damit auch nicht einmal etwas. Wieland würdigte ihn keiner unmittelbaren Antwort. Damit schlossen Heinses unerfreuliche Beziehungen zu Wieland vorläufig auf ein volles Jahr ab.[298] Vor der Öffentlichkeit unternahm Heinse nicht das geringste. Wenn die Halberstädter in ihrem geheimen Bundesbuche, der Büchse, Epigramme auf Wieland schmiedeten, so gab er zwar, aber kaum aus mehr denn Höflichkeit, seinem Dank für die ihm damit bewiesene Anhänglichkeit dadurch Ausdruck, daß er selber ein paar harmlose antiwielandische Verse beisteuerte.[299] Rachegefühle waren ihm fremd. Dazu lagen ihm im Frühjahr 1774 ganz andre Dinge am Herzen als etwa Haß gegen den Dichter des Vorbildes seiner Laidion. Die Stimmung der Dezembertage verflog nicht so rasch:

O hättest du, o Tod: uns hier gefunden!
So fest umarmt uns ins Elysium
Gezaubert! Ach, das Glück, das wir empfunden,
Kehrt wieder nie in unserm Leben um.
Fortuna schlägt uns nun ganz andre Wunden.
Ach, ihre Gunst ist kurzes Eigentum!

---

[298]) Wieland und Heinse versöhnten sich dann anfangs 1775, nachdem Wieland u. a. an Fritz Jakobi geschrieben hatte: „Sprechen Sie mit ihm und sagen Sie ihm, daß ich ihn mit allen seinen Unarten lieb habe". (Jakobis auserlesene Briefe I, 167 f.) Im Grunde gaben auf beiden Seiten geschäftliche Rücksichten den Ausschlag: Wieland brauchte für seinen Deutschen Merkur Mitarbeiter und Heinse, der in seiner Künstlerleichtlebigkeit das Geld zwar nicht besonders hoch einschätzte, freute sich seines Lebens doch immer doppelt, wenn er Honorare einstrich. (Wieland zahlte ihm für den Bogen 3 Louisdor.) So wurde Heinse Mitarbeiter am Merkur in den Jahren 1776—1777, bis sich Wieland von neuem sehr zweideutig gegen Heinse benahm, der wiederum nichts tat als daß er dann Wielands Angebot einer ständigen Mitarbeiterschaft bei aller Armut stolz und entschieden ablehnte. (Wachsmann S. 473 f.) Ohne Feindschaft blieb Heinse ein sachlicher Richter Wielands. „Ardinghello" aber und „Hildegard" des „apokalyptischen Tieres Heinse" sind für Wieland und den Merkur nie erschienen.

[299]) Die Epigramme 10, 16, 30 und 37 bei Schüddekopf II, 265, 268, 276 und 279.

Herabgestürzt vom Himmel muß ich trauern
Für diese Gunst nun hier in bangen Mauern.[300]

Wie kunstverständig Elisabeth von Massow war, geht aus ihrer ehrlichen Kritik über die Stanzen hervor, die sie vermutlich geäußert hat, als ihr Heinse Wielands schroffe Ablehnung klagend berichtet hatte. Sie sagt (in der Redaktion, die Heinse ihren Worten in seinem zweiten Briefe an Wieland gibt): „Dies Gemälde, mein lieber Rost, ist zu stark, zu kräftig, zu übertrieben . . . Wieland würde es natürlicher, bei weitem nicht so stark gemacht haben. Außerdem müssen sie [d. h. wohl: die von Wieland besonders getadelten drei Stanzen] auch noch weggelöscht werden, weil ein so helles Sonnenlicht bei dergleichen Dingen den Augen weh tut."[301]

Mit Beginn des Jahres 1774 scheint Heinse nicht mehr im Massowschen Hause zu weilen. Genaueres wissen wir nicht; ebensowenig, ob der von Heinse angegebene Grund seines Wegganges[302] den Tatsachen entsprochen hat.[303] Falls es innerhalb der Familie zu Differenzen — vielleicht aus Eifersucht des Gatten der Frau von Massow — gekommen war, so sind sie von den drei Beteiligten als strenges Geheimnis nach außen hin gewahrt worden.

Heinses Abschiedsbrief an die Geliebte ist vom 9. April 1774. Er wußte am besten, daß er ihr die Läuterung seines Ichs schuldete, und so schrieb er: „Ich danke Ihnen nochmals für jede Gnade, die Sie mir erzeigt, für jede Glückseligkeit, die Sie den Sinnen meines Herzens zu genießen gegeben haben. Dieses Jahr meines Lebens wird mir immer das unvergeßlichste sein. Mein Genie ist darinnen von seinen gefährlichsten Sünden durch das lieblichste Bad der Wiedergeburt — wenn ich mich eines biblischen Ausdrucks bedienen darf — befreit worden. Sie werden gewiß noch Freude an mir erleben, wenn Sie in Zukunft die Gnade haben, mich irgend einer Achtung zu würdigen . . . Es liegt mir noch ein ganzer Berg von Empfindungen auf dem Herzen, von welchen ich Ihnen nur einige

---

300) Heinse IX, 163.
301) Heinse IX, 180.
302) Vgl. S. 94.
303) Rödel (S. 49 f.) vermutet, der junge Valentin von Massow sei auf die Halberstädter Domschule gekommen. Wie mir das (jetzige) Halberstädter Gymnasium mitteilt, trifft diese Vermutung jedoch nicht zu.

sagen möchte, die insbesondre die Erziehung meines jungen Herrn betreffen, den ich mehr liebe, als ob er ... mein eigner Sohn wäre ... Leben Sie so glücklich, als Sie können, und denken Sie, Sie befänden sich in den Gärten der Danaë. Das Glück auf dieser Erde besteht ja doch nur in der Einbildung. Das meinige allein war vielleicht wirklich, da ich mich mit Ihnen in den glückseeligen Inseln des Ariosto befand."[304]

Unter den Nachklängen dieser Liebe stand Heinse noch lange. Als er im Mai 1774 in Düsseldorf an der Tasso-Biographie arbeitete, verführte ihn die noch glühende Erinnerung dazu, in dieses Dichterleben ein neues Motiv zu verweben. Vielleicht sah er intuitiv die von nüchternen Chronisten mißachtete Wahrheit. In den von ihm bearbeiteten italienischen und französischen Vorbildern steht nichts von dem, was er in seinem Berichte immer wieder durchdringen läßt: „Jeder Bewunderer des Tasso muß die Asche dieser Prinzessin segnen; denn sie ist die Schöpferin alles des Guten, was wir von ihm haben. Ihr allein oder, welches einerlei ist, seiner Leidenschaft gegen sie haben wir die schönsten Stellen im Aminta und die größten Reize seiner Armida zu verdanken. Sie war der Hauptgegenstand in seinem Leben, den Geist und Herz in ihm, in eine Masse von Feuern zerronnen, in dem höchsten Grad empfunden haben, in dem ein Wesen empfinden kann; und nur dergleichen starke Gefühle sind die Quellen, woraus das Genie den Durstigen Erquickung darzureichen vermag."[305]

So wertlos Heinses Tasso-Biographie an sich ist[306]: die neue Motivierung der Rastlosigkeit Tassos und ihrer Folgen im Gegensatz zu den älteren Quellen, die sich begnügen, Tasso als unstetes Genie schlechtweg hinzustellen, ist in Goethes erste (uns verloren gegangene) Fassung seines Tasso übergegangen,[307] und so lassen sich zwischen zwei hochsin-

---

[304]) Heinse IX, 197 f.

[305]) Heinse III, 239; ähnlich III, S. 246, 247, 248, 257, 260 und 262.

[306]) Kuno Fischer nennt sie „die elendste Schrift in der gesamten Literatur über Tasso". (Goethe-Schriften 31, 329.)

[307]) Albert Köster im Anzeiger für deutsches Altertum, XX, (1894), S. 369 f.: „Heinse ist der einzige, der das beherrschende Thema der ersten Tassodichtung, die Liebe des Dichters zu der hochgestellten Frau, in derselben Beleuchtung zeigt, wie es Goethe sah, als er sich mit Tasso, Leonore mit Frau von Stein in Parallele setzte. . . . Hier bei Heinse finden sich neben vielen andern schon zwei

nigen Dichterfreundinnen, denen die deutsche Literatur zu Dank verpflichtet ist, wundervoll feine Fäden finden.

XI

Heinse blieb vorläufig in Halberstadt. Ob er nunmehr im Hause Gleims Aufnahme gefunden hat, steht nicht fest. Wahrscheinlich war das nicht der Fall. Er widmete sich jetzt ausschließlich seinen Arbeiten und dem Verkehr mit Gleim und dessen Freunden.

Außer bei Gleim pflegte Heinse noch Verkehr im Dingelstädtschen Hause, sowie in dem des Dr. Fritze, Gleims Arzt. Dessen Frau Friederike kommt in Heinses Briefen mehrfach vor; auch sie scheint er in sein Herz geschlossen zu haben. Gleims Neffe, der Lehnssekretär Wilhelm Gleim, ebenso seine Nichte Sophie Dorothea genannt Gleminde bedürfen hier der Erwähnung.

Heinse war im geselligen Verkehr äußerst lebhaft und unterhaltsam, was bei seiner geistigen Beweglichkeit nicht verwundert.[308] Er war ein Meister der Plauderei. Nicht zuletzt dadurch „wußte er sich Liebe und Achtung in hohem Grade zu verschaffen, auch bei Personen von einer mit

---

wichtige Motive: der noch anonyme Feind Tassos bei Hofe und das Doppelspiel mit dem Namen Leonore. Und so glaube ich mit Bestimmtheit, daß uns Heinse helfen kann, den ursprünglichen Plan zum Tasso annähernd zu rekonstruieren."

[308]) Vgl. W. Sömmerrings Schilderung von Heinses Erscheinung (Lucae, S. 31): „Heinse war von feinem aber kräftigem Körperbau und mittlerer Größe. Sein feuriges Auge blitzte lebhaft unter den überhängenden Augenbrauen hervor; die stark vorspringende, etwas gebogene Nase endete ziemlich spitz. Den Mund umspielte ein heiteres ironisches Lächeln, das nebst der vorwärts und etwas zur Seite geneigten Haltung des Kopfes seiner Physionomie einen lebendigen gutmütig-schalkhaften Ausdruck gab." Georg Jacobi sagt von Heinse: „Sein Bild ist mir um so gegenwärtiger, weil ich ihn vor vier Jahren am Mainstrom wiedersah. Auch dort waren es frohe Stunden, wenn er mich, bald in voller Begeisterung, bald mit der ihm eignen schalkhaften Laune von dem, was er Seltnes und Seltsames auf seinen Wanderschaften gesehen, unterhielt oder wenn er mich zu seinem Freunde Sömmerring begleitete, wo er Munterkeit und attischen Scherz zu Gastmahlen brachte, dergleichen Xenophon und Alkibiades nicht verschmäht hätten." (Iris 1805, S. 128 f.)

der seinigen sehr wenig übereinstimmenden Denkungsart."[309] Seine musikalischen Fähigkeiten sind bereits gewürdigt worden. Sehr gern produzierte er sich gelegentlich in Zauberkunststücken und Taschenspielereien. Auch besaß er ein geniales Nachahmungstalent. Im Billard- und Schachspiel exzellierte er. Sömmerring berichtet, „daß dem geistvollen Manne eine Partie L'Hombre abends ein wahres Bedürfnis sein konnte. Wenn es einen Spielsinn gibt, so muß ihn Heinse besessen haben, denn er spielte um des Spielens, nicht um des Gewinnes halber."[310] Dazu war er ein Freund von körperlichen Übungen. Er liebte die Fechtkunst und den damals noch für extravagant geltenden Eislauf.[311] Trotz geringer Übung und Erfahrung setzte er sich mit Passion auf den Gaul, sobald ihm der Zufall dieses Glück gestattete. So hatte er in Julitagen des Jahres 1774 einmal das Vergnügen, mit Goethe durch das sommerliche Land am Rhein zu reiten.

Einen merkbaren literarischen Einfluß haben die Halberstädter Dichter auf Heinse nicht ausüben können. Wenn ihn das Jahr 1773 ein ungemeines Stück vorwärts gebracht hat, als Menschen wie als Dichter und Ästheten, so haben wir uns mit dem hauptsächlichen Anlaß dazu eben bekannt gemacht. Gleim hat daran wenig Anteil.[312] Etwas anderes hat vielleicht seine Wirkung auf Heinse nicht verfehlt. In dieser kleinen Halberstädter Welt herrschten Ordnung, Sitte, Friedfertigkeit und Ehrbarkeit. Für Intrigen, Fehden, Schmähschriften und Freigeisterei war hier und in Quedlinburg kein Boden. Die Friedfertigkeit Heinses gegen Wieland erklärt sich auch hieraus.

Wie wir aus dem erhaltenen Bundesbuche der Halberstädter Dichter und Dichterlinge, der „Büchse", ersehen,[313] hat sich der in Halberstadt

---

309) Lucä S. 32.

310) Lucä S. 33. Vgl. dazu die beiden Schach-Briefe an Klinger. (Heinse IX, 365—372.) Heinse war als Schachspieler ein Verehrer der Ideen des berühmten Philidor.

311) Heinse IX, 259.

312) Man hat andrerseits behauptet, Gleim sei in seinem Schaffen durch Heinse angeregt und unterstützt worden. Schüddekopf (Heinse und Klamer Schmidt. S. 581) sagt: „Gleim erreicht nach den Grenadierliedern wieder seinen ersten Erfolg in den Liedern für das Volk und im Halladat, nicht ohne Heinses Mitwirkung." Ich glaube nicht, daß sich diese Annahme halten läßt.

313) Über die Büchse vgl. Pröhle, S. 262—290; Schüddekopf II, 264—298.

kreuzbrave „Rost"[314] alle Mühe gegeben, sich diesem anakreontischen Kreise zu assimilieren. Erst als ihn die Leidenschaft zu seiner „Amalia" — wie er Frau von Massow häufig nennt — durchschüttelt, kommt der echte Heinse wieder ganz zum Vorschein. Seine „19. Elegie des Fernando Herrera" und das „Elysium", beide im Frühjahr 1774 entstanden,[315] gehören zu seinen besten Gedichten.

Von den Schriftstellern des Gleimschen Kreises sei nur genannt: Eberhard Karl Klamer Schmidt (1746—1824),[316] unstreitig Heinses aufrichtigster und anhänglichster Freund während der Halberstädter Zeit. Bei aller Charakterverschiedenheit fühlte sich Heinse zu diesem gütigen offenen feinsinnigen stillen Menschen hingezogen, während Schmidt in dem Freunde etwas wie ein Geschöpf aus einer anderen Welt als der seinen sah und verehrte. Er sagt von ihm gelegentlich, Heinse, „der leicht hinhüpfende ätherische Jüngling, der Geburt nach ein Deutscher, der Bildung nach Italiener, mit stets glühender Phantasie, sei ihm einer der geliebtesten Menschen gewesen und geblieben".[317]

Gemeinsam mit ihm begann Heinse im Dezember 1772 die Mémoires pour la vie de François Pétrarque des Abbé de Sade, Amsterdam, 1764—67, zu übersetzen.[318] Am 1. Februar 1773 sendet er ihm von Quedlinburg aus die ersten 241 Seiten des Originals und fragt an, wann „das übrige fertig sein" müsse. Schmidt macht ihm darauf einige Ausstellungen, worauf Heinse antwortet: „Was unsere Petrarca-Übersetzung betrifft, so hab' ich über Ihre naive Beschreibung meiner Gallizismen lachen müssen. Ich danke Ihnen für die Auswischung; schwerlich aber würd' ich, wenn ich dabei gewesen wäre, mir von Ihnen haben

[314]) Gleim an Wieland (2. Januar 1774): „dieser Heinse, den Sie für einen Veneris passerculum [einen verliebten kleinen Spatz] halten, hat sich Zeit seines Hierseins wie eine Vestale betragen, . . . sodaß ich mit einer unsrer ersten Damen [Heinses Freundin] der Meinung gewesen, er könne den strengsten Enkratiten oder Pietisten Exempel sein."

[315]) Beide abgedruckt bei Schüddekopf II, 283 ff. und 291 ff.

[316]) Klamer Eberhard Karl Schmidt. Leben und auserlesene Werke, herausg. von dessen Sohne Wilhelm Werner Johann Schmidt . . . und Schwiegersohne Friedrich Lautsch . . . Erster (Zweiter, Dritter) Band. Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1826 (1827, 1828), 8°. Vgl. auch Gödeke 2IV (Neudruck), S. 111 f.

[317]) Leben und Werke I, 27.

[318]) S. Literatur unter Nr. 8.

beweisen lassen, daß es Gallizismen seien, sondern lauter Nachlässigkeiten im deutschen Stil; denn ich muß gestehen, daß ich diese Übersetzung nicht der Mühe wert geschätzt habe, emsigen Fleiß darauf zu verwenden. Bei den Kanzonen und Sonetten hab' ich auf die drei Schreibfinger meiner rechten Hand acht gegeben."[319] Im August 1773 schickt er ihm „die Übersetzung der Anmerkungen zu den Mémoires". Mehr scheint er überhaupt nicht daran gearbeitet zu haben. Das weitere haben Klamer Schmidt und Johann Lorenz Benzler vollendet.[320]

Klamer Schmidt ist auch sonst ein ehrlicher Kritiker an Heinses Arbeiten gewesen. So äußert er (im März 1773) Bedenken und Vorschläge zu der Übersetzung der Doratschen „Kirschen".[321]

Es sei hier gestattet, Heinse als Übersetzer und Kritiker eine kurze Betrachtung zu gönnen, wenn sie uns auch notwendigerweise etwas über 1774 hinausführt. Ein volles Jahrzehnt (1772—1781) ist er in der Hauptsache ein Dolmetsch fremdländischer Literaturwerke. Außer dem Satyrikon, der Petrarca-Biographie, der sapphischen Ode, den „Kirschen" und der Mansoschen Tasso-Biographie[322] — alles dies ist bereits erwähnt — hat Heinse weiterhin: Auszüge aus dem Ricciardetto von Niccolò Forteguerri (1775),[323] Ariosts Orlando furioso (vom Sommer 1776 bis

---

319) Heinse IX, 113 und Heinse IX, 115 f.

320) Über diesen (1747—1817): „Johann Lorenz Benzler. Von Ed. Jacobs. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde. XXVII. Jahrg. (1894), S. 1—90. Über die Mémoires de Petrarque s. daselbst S. 42.

321) Heinse IX, 121 oder II, 365 f. Über die Art, wie Heinse das Doratsche Original behandelt hat, vergl. Sulger-Gebing, Zeitschrift f. vergl. Lit. Gesch. XI, S. 353 f. Interessant ist sein Nachweis, daß Heinse „leider eine lange, mit vielen Anmerkungen gespickte laszive Stelle (S. 32—34 der Erstausgabe, Berlin 1773) neu eingefügt hat".

322) Freie Bearbeitung von Mansos „Vita di Torquato Tasso" (Neapel 1619) und der „Vie du Tasso" vom Abbé Decharnes (Paris 1690), der französischen Übersetzung des genannten italienischen Originals, ergänzt aus den Gedichten und Briefen Tassos und dessen Vaters, versehen mit eigenen Zutaten Heinses „im empfindsamen Stile J. G. Jacobis". Erschienen in der „Iris", wiedergedruckt in Heinse III, 217—268.

323) Das Original ist 1738 pseudonym erschienen. Heinses Übersetzungsfragmente sind im „Deutschen Merkur" (1775) erschienen, wiedergedruckt in Heinse III, 473—508.

März 1780)[324] und Tassos Gerulamme liberata (in Venedig, vom Dezember 1780 bis Ende Mai 1781)[325] übertragen.

Vielleicht mit Ausnahme von etlichen Stücken im Rasenden Roland[326] war diese fleißige Übersetzertätigkeit reine Brotarbeit. In dem Ozean von Übersetzungen, der die deutsche Literatur durchflutet, sind nur die allerwenigsten aus individueller Verliebtheit oder Geistesverwandtschaft zu dem oder jenen Ausländer entstanden. Wie müde Heinse des berufsmäßigen Übersetzen-Müssens sehr bald war, geht aus einem Briefe an Gleim vom 19. März 1776 hervor: „Ich habe nicht viel Lust und Liebe mehr, daran zu arbeiten. Ich bin so nicht auf dem rechten Wege. Ein neues Ganzes, Gedicht oder Roman, so voll und jung aus der Seele wie Goethens liebe Laidion, ist besser Werk als Ruhm für mich aus zwölf Iris-Jahrgängen. Apelles[327] hätte so Frucht sein können, wie Laidion Blüte war; allein ich habe jetzt ganz andre Dinge in Herz und Geiste. Nur Freiheit und Brot und Muße, nur Licht, Vater Zeus, vor Übersetzung und Journal!"[328]

Als Übersetzer hat Heinse weder zu Lebzeiten noch bei der Nachwelt Lorbeer geerntet; er muß sich da mit zahllosen Genossen seines Jahrhunderts trösten, von denen Klassizität kaum vier oder fünf wie etwa Johann Heinrich Voß mit seiner Odyssee (1781) oder Bode als Übersetzer des Montaigne (1793 ff.) errungen haben.[329] Heinse selber hat sich freilich auf diesem Gebiete zuweilen recht hoch eingeschätzt.[330]

Der Hauptvorwurf, den man gegen seine Ariost- und Tasso-Über-

---

[324]) Erschienen 1782 f., Bruchstücke vorher in der Iris (1776) und im Teutschen Merkur von 1777. Vergl. dazu: Erich Schmidt, Ariost in Deutschland (in: Charakteristiken, 2. Auflage, Berlin 1902, S. 43 ff.)

[325]) Erschienen 1781; Bruchstück „Armida" vorher in der Iris (1774 f.)

[326]) „Ariost ist der Mann unter den Italienern, den ich innig liebe und in mir fühle wie mein eigen Leben. Den Tasso übersetz' ich dem Volk für 150 Pistoletten, den Ariost aber werd' ich übersetzen aus Verlangen, das Schöne und Fürtreffliche fortzupflanzen und gutartigen Buben und Mädchen manche frohe Stunden zu machen." (Heinse IX, 268 f.)

[327]) Ein geplanter Roman, vgl. S. 112 f.

[328]) Heinse IX, 269 f.

[329]) Joh. Joachim Christ. Bode, 1730—1793.

[330]) Heinse IX, 241.

setzungen erhebt und von jeher erhoben hat,[331] richtet sich gegen ihre prosaische Fassung. Keineswegs ist an dieser auffälligen Bevorzugung der Prosa zuungunsten der metrischen Originalform Heinses unproduktive Bequemlichkeit schuld. Noch weniger technische Unfähigkeit. Die Stanzen beweisen seine große Sprachgewandtheit. Heinse, dieser ungemein musikalische Mensch, diese Künstlernatur von geradezu romanischem Formgefühl, faßte etwa um 1775 eine unverkennbare Abneigung gegen den konventionellen gereimten Vers und dafür eine Vorliebe für den freien Rhythmus. Folgendes beweist dies. Er hatte im Dezember 1772 die Ode der Sappho in meisterlichen sapphischen Strophen nachgedichtet; in seinem Sappho-Aufsatz in der „Iris" (1775) erscheint diese Ode mit einem Male in rhythmischer Prosa; ebenso in der Ausgabe letzter Hand der „Laidion" (1799).[232] Wenn man sich analoger Vorgänge in den achtziger Jahren des XIX. Jahrhunderts erinnert, so zweifelt man nicht an der gemeinsamen Ursache: der Sturm und Drang verachtet Zwang und Schema, wo er sie nur immer zu sehen glaubt.

Die Eigenwilligkeit und Dickköpfigkeit Heinses vor Originalen von klassischer Form deuten auf einen Mangel in Stilerkenntnis und Stilreproduktion, ohne die Nachdichtungen im idealsten Sinne unmöglich sind. Zufällig findet sich in einem seiner Tagebücher aus der Zeit von 1788—90 ein Ausspruch über das Übersetzen:

„Beim Übersetzen darf man die Worte des Originals platterdings nicht für etwas so wichtiges achten, sondern hauptsächlich auf die Bilder und Gedanken sehen und sie in ihrer Schönheit und Stärke wieder geben. Man erzählt wieder als ein Mann von eigenem Charakter, was ein andrer nicht hören konnte, und nicht als Sklav' und Kind, die auswendig lernen müssen, wenn sie etwas von ihrem Herrn zu berichten haben. Ein Übersetzer muß gleichsam ein geschickter Abgesandter sein. Es muß sein wie mit dem Vortrag in der Musik. Der Sänger, der jedes Nötchen des Meisters auswendig lernt, wird auch mit der glattesten Kehle die Wunder nicht hervorbringen, die Marchesi und Pacchiarotti und Mara und Todi auf dem Theater tun, die von den Melodieen ihrer Ton-

---

331) Bereits Wieland. (Heinse IX, 378.)

332) Man findet die ältere Übersetzung in Heinse IX, 110 f. und III, 631 die spätere in Heinse III, 399, verändert in III, 165.

setzer fast nur Takt und Harmonie und Zuschnitt des Ganzen brauchen. Freilich sind auch die Pacchiarotti und Todi selten. Es darf sich eben keiner an einen Autor wagen, den er nicht gewissermaßen selbst vorstellen kann. Nur der mittelmäßige Kopf sollte treu sein, wenn er ja von einem vortrefflichen etwas übersetzen wollte; denn dann ist's doch immer besser, als wenn er den vortrefflichen affektiert. Gerade wie auch mit den Sängern; es ist nichts unerträglicher als wenn Einfaltspinsel die himmlischen Melodien eines Jomelli und Traetta mit ihren Läufen und abgeschmacktem Bombast verhunzen, nicht wissen, was sie sagen und nur dumm künstlich sein wollen."[333]

Wie man sieht, hebt Heinse den starken Unterschied zwischen Nachdichten im Stile eines Originals und Umdichten im eigenen Charakter nicht hervor. Die Kongenialität zwischen Dichter und Nachdichter ist allzu selten, als daß man in der theoretischen Betrachtung von ihr ausgehen könnte. Auch Heinse war keine Ariostnatur. Wenn er sich in Selbstverkennung oder in Verkennung Ariosts dafür gehalten hat, mußte sein Versuch, den Roland der Literatur seines Volkes zu schenken, von vornherein scheitern. Der Stil eines bestimmten Originals liegt nicht allein in der Schönheit und Stärke der Bilder und Gedanken, sondern ebenso auch im Rhythmus, im Klang, in der Farbe und, ich möchte fast sagen, im Parfüm der Worte und Wörter oder (wie bei Dorats Kirschen) in gewissen von Zeit und Herkunft (bei Dorat dem graziös-frechen Geist des französischen Rokoko) untrennbaren Eigentümlichkeiten.[334] Zu dieser (in höherem Sinne, als es Heinse meint) Treue im Nachdichten gehört — wo Kongenialität fehlt — das berüchtigte Talent der Anpassungsfähigkeit. Heinse hatte es nicht; er kannte und liebte nur seinen eigenen Stil.

Man sieht diese gerade an diesem Dichter verständliche Einseitigkeit — auf einem anderen Gebiete — darin bestätigt, daß er nur in besonderen Fällen als Kritiker erscheint. Er verachtet die Erkenntnis: Gefühl war ihm alles! In seinen berühmten Gemäldebriefen[335] ist er reiner enthusiasti-

---

[333]) Heinse VIII, vorläufig zu finden in: Die Insel, 2. Novemberheft 1901, S. 117 f.

[334]) Gleims Forderung, die „Cérises" in das rohe grobe friederizianische Preußen zu transponieren, war eine Torheit, die Heinse hätte erkennen müssen.

[335]) Heinse IX, 280—323 und 328—363.

scher Schilderer. Von den winzig wenigen literarischen Besprechungen, die Heinse hat drucken lassen, ist die eine aus persönlicher Verehrung für Goethe entstanden: „Die Leiden des jungen Werthers" (Iris, Dezember 1774), eine überschwengliche Gefühlskritik. Sie beginnt: „Wer gefühlt hat und fühlt, was Werther fühlte, dem schwinden die Gedanken wie leichte Nebel vor Sonnenfeuer.... Das Herz ist einem so voll davon und der ganze Kopf ein Gefühl von Träne usw."[336] Eine andre ist nichts als die von den Verhältnissen benötigte Abwehr eines Konkurrenz-Unternehmens: „Über Herrn Mauvillons[337] angefangene Übersetzung des Orlando furioso."[338] Ihr Grundzug ist ein satirisch gefärbter Humor, der an die vielleicht doch auch von Heinse herrührende Kritik der Walchschen „Amazonen" erinnert.[339]

Augenscheinlich hat sich Heinses kritische Fähigkeit in Italien vom Gefühl emanzipiert. Sein handschriftlicher Nachlaß enthält nämlich zahlreiche Auszüge mit kritischen Bemerkungen, deren Niederschrift in die achtziger und mehr noch in die neunziger Jahre zu datieren ist. Auf sie hier einzugehen, verbietet unsere Aufgabe.[340]

XII

Es ist von tiefster Bedeutung, daß Heinse, der in der Theorie die innige Verbindung von Kunst und Sinnlichkeit predigt, an seinem eigenen Leben und Werken die Wahrheit seines Glaubens beweist. Bis nach seiner Rückkehr aus Italien ist er nicht wieder so schaffenslustig und schöpferisch gewesen als während der kurzen Halberstädter Zeit. Abgesehen von allem andern machte er sich um die Mitte des Novembers 1772 an die Umarbeitung seines in Erfurt niedergeschriebenen „Elysium". Wenn auch die

[336]) Heinse III, 368 f.

[337]) Erschienen 1777, vergl. Erich Schmidt, am in Anm. 324 a. O.

[338]) Im „Teutschen Merkur" (1777), wiedergedruckt in Heinse III, 513–533.

[339]) S. S. 31 f.

[340]) S. Jessen S. 168 ff. Derselbe sagt (S. 96) sehr richtig von Heinses späterer Entwickelung: „Seine ganze Natur geht [mit dem zunehmenden Alter] immer mehr aufs Praktische, Handgreifliche, Vernünftige, Realpolitische, schließlich auf das Studium der exakten Naturwissenschaften."

Übersetzung der Petrarca-Biographie immer im Vordergrunde stehen mußte, meldet er doch bereits am 15. Februar 1773 aus Quedlinburg: „Das Elysium meiner Laidion ist völlig fertig. Ich habe acht Bogen Zusätze dazu gemacht und die Vorrede gänzlich verbrannt, weil sie kindisch war, nebst den zwei ersten Kapiteln. Gott weiß, wie ich zu diesem Anfang eines Werks gekommen bin, das ich in einem Zuchthause in Erfurt gemacht zu haben jetzt selbst nicht glauben kann. Ich kann Ihnen nicht genug danken, wahrer bester Vater meines Geistes, daß Sie dieses Elysium deswegen zurückbehalten haben."[341] Beachtenswert ist hier einmal ein positiver Gleimscher Einfluß! Trotzdem Heinse ausdrücklich erwähnt, daß er die Vorrede erneut habe, datiert er sie dennoch: „Geschrieben zu Langewiesen an der Ilm, im May 1771." Diese Fiktion hat ihren ebenso einfachen wie triftigen Grund. Heinse war bekanntlich in Halberstadt und Quedlinburg der „Magister Rost"; somit konnte er auch in seinen Büchern seinen wirklichen Aufenthaltsort nicht angeben.

Die „Laidion"[342] ist das Hauptwerk der ersten Entwicklungsperiode Heinses, die alsbald mit seinem Weggange von Halberstadt im April 1774 abschließt. Ein halbes Jahr vor Goethes Werther erschienen, gehört sie einer abfließenden Geistes- und Herzensströmung des XVIII. Jahrhunderts an. Im allgemeinen noch unter dem Einfluß von Wielands „Agathon" entstanden,[343] beschließt sie die vor-wertherische deutsche Romanliteratur.[344] Die neuen Ideen von Heinses eigener das Alte stürmender Generation sollten ihn so recht erst in Düsseldorf ergreifen. Trotzdem hat die Laidion auf die Jugend von damals Eindruck gemacht. Man kennt Goethes Worte: „Das ist mein Mann! Er hat Hunderten das Wort

---

[341]) Heinse IX, 116 f.

[342]) Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse. Erster [einziger] Theil. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1774, 8°, 464 S. Eine Inhaltsausgabe der „Laidion" findet sich bei Rödel, S. 141—145; in der Rödelschen Betrachtung der Laidion (S. 136—147) stehen mehrere Unrichtigkeiten. Rödel sagt (S. 143) z. B.: „Als Heinse im August 1772 Ruhe und Muße in Langewiesen fand, hatte er die Umarbeit seines Romans Laidion begonnen . . ."

[343]) Heinses späteres vernichtendes Urteil (1797) über den „Agathon" (aus seinem Nachlaß, Heft 26) ist abgedruckt bei Jessen, S. 3, zweite Anmerkung.

[344]) Über die gleichzeitig erschienenen Romane orientiert: Karl Heine, Der Roman in Deutschland von 1774—1778. Halle, Niemeyer, 1892.

vorm Maule weggenommen. Eine solche Fülle hat sich mir so leicht nicht dargestellt. Ich halte dafür, daß sich nichts über ihn sagen läßt. Man muß ihn bewundern oder mit ihm wetteifern! Wer etwas anders tut, oder sagt so und so, ist eine Kanaille."[345] Ähnlich spricht sich Merck aus.[346] Offenbar wirkten die lebens- und sinnesfreudigen Elemente der Laidion im Geiste der jungen literarischen Rebellion und das ancien régime Wielands wurde nur noch in der Form empfunden. Wenn man Heinses Jugendroman mit dem Ardinghello — als dem Roman des Sturms und Drangs schlechthin — vergleicht, dann wird einem diese Wirkung verständlich. In der Tat steckt in der schwärmerischen Verschwommenheit der Laidion so manches, was später (1787) klar und konkret im Ardinghello wiederkehrt. Überschätzen darf man diese Vorboten nicht. Man hat — vielleicht in jener Erkenntnis — behauptet, „Heinses Gedankenwelt stehe seit der Laidion fest; sie bereichere sich wohl, werde aber nicht mehr umgebaut".[347] Nichts ist unrichtiger. Die Bekanntschaft mit der Renaissance, die nicht vor 1775 anzusetzen ist, hat Heinses Ideenwelt durch und durch umgebaut. Als er seine Laidion schrieb, hatte er vom Cinquecento noch keine Vorstellung. Im Banne Wielands und dessen französischer Vorbilder galt ihm die Kultur der alten Griechen noch als ersehnenswertestes Ideal, wobei wir davon ganz absehen wollen, wie imaginär diese Griechenwelt war.

Heinses Lebensanschauung gipfelt in der Laidion in einem überschwenglich gepriesenen „Leben in Wollust". Wenn dieses Wort im bisherigen XVIII. Jahrhundert noch keinen sexuellen Beigeschmack gehabt hatte, so gewinnt es ihn bei Heinse zweifellos. Mit Simonides singt er:

Wer wünscht wohl ohne Wollust sich ein Leben?
Und wollt' ein Volk zum König mich erheben,
Mir Jupiter die hohe Gottheit geben,
Doch ohne Wollust auch zugleich:

345) Heinse IX, 222. Dazu Goethe, Weim. Ausg. IV, 2, 169, 170, 176, 188, 323. Die Urteile Goethes über Heinse und umgekehrt stellt Grisebach (S. 89 ff.) zusammen.

346) Brief an Nicolai vom 28. August 1774. (Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, S. 108.)

347) Rieger, Klinger I, 233.

Bedankt' ich mich für Himmelreich
Und Erdenreich
Und wählt' ein unberühmtes Leben
Und säng' am Busen einer Charitin:
Seht, Götter, Könige, wie ich so glücklich bin!
Berauscht vom Geiste süßer Chierreben.[348]

Umgesetzt in die Praxis würde dieses Ideal ein langweiliges Leben in Weichlichkeit bedeuten. Des jungen Heinses eigener Charakter entbehrte somit weichlicher und weibischer Elemente nicht; das Dolcefarniente hat er zuweilen bedenklich vergöttert. In der Laidion heißt es, „nichts mache den Menschen so glückselig als der Schlummer der Liebe nach guten Taten in dem Schoß einer Lais."[349] Man vergleiche damit die kriegerischen Worte am Schlusse des Ardinghello: „Die höchste Weisheit der Schöpfung ist vielleicht, daß alles in der Natur seine Feinde hat. Dies regt das Leben auf! Ruh und Frieden ist ein herrlicher Stand zu genießen und sich zu sammeln; aber der Mensch, ohne gereizt zu werden, träge, versinkt dabei in Untätigkeit. Besser, daß immer etwas da ist, das ihn aus seinem Schlummer weckt. Wir sollen einander bekriegen, weil kein höher Geschöpf es kann!"[350] Zu dieser unverfälscht germanischen Weltanschauung, von der in der femininen Laidion noch nicht das geringste zu spüren ist, hat sich Heinse erst in der energischen Luft der Renaissance heilen müssen.

Man hat den „Ardinghello" einen „Sehnsuchtsroman" genannt.[351] Die „Laidion" ist das in viel schwärmerischerer Weise. Die berühmte Utopie auf den griechischen Inseln im letzten Teile des Ardinghello hat ihr volles Gegenstück in der Laidion, deren Schauplatz in phantastischen Regionen liegt. Heinse beschäftigte sich schon auf der Schulbank und später immer wieder gern mit utopistischen Träumereien.[352] Auch im Schellersheimschen Hause, wo die Mahlzeiten in geistreichen stundenlangen Tischgesprächen

348) Heinse III, 156 f.
349) Heinse III, 160.
350) Heinse IV, 396 f.
351) Albert Geiger im Literarischen Echo V, 103.
352) S. S. 33 f. und S. 83.

zu enden pflegten, waren derlei Ideen ausgesponnen worden.[353] Heinse kannte damals bereits „L'an deux-mille-quatre-cent-quarante, rêve s'il en fut jamais" von Sebastian Mercier.[354] Das Motiv, das Idealreich des Ardinghello auf eine Insel zu legen, stammt übrigens nicht von Mercier; eigene Erfindung Heinses ist es indessen auch nicht. Seit der Entdeckung der Insel Tahiti oder vielmehr seit Bougainvilles Schilderung hefteten sich viele Utopien mit Vorliebe an ferne Inseln;[355] am meisten in die Einzelheiten eines solchen erträumten Inselstaates gehen Fouriers Phantastereien vom Harmoniestaat, sein „Phalansterium", wo es ganz wie bei Heinse eine Religion der Wollust, Frauengemeinschaft, unbegrenzte Sorglosigkeit usw. gibt.[356] Ein ähnliches Kennzeichen des jungen Heinse ist ein Anflug von Melancholie. In der Laidion heißt es einmal: „Die traurige Schönheit ist um viele Grade liebenswürdiger als die freudige." Ein andermal: „Eine unglückliche Schönheit ist allmächtiger als die Götter."[357] Wahrscheinlich sind solche Stellen charakteristisch für die Urfassung der Laidion. Melancholie ist an Heinse im allgemeinen etwas Fremdes. Winzig wenig Glück genügt, ihn lebensfreudig und heiter zu machen. Zu Anfang des Jahres 1775 packt ihn eine schwere Krankheit; da spricht er von Hypochondrie und Schwermut.[358] Später finden sich nie wieder Spuren einer wirklich unglücklichen Stimmung. Der Ardinghello und die Hildegard sind von jedweder Melancholie frei.

Wilhelm Heinse gilt als anschaulichster Schilderer unter den Dichtern des XVIII. Jahrhunderts. Aber in der Laidion ist diese seine geniale Fähig-

---

[353]) Heinse IX, 98: „Von meinen Tischgesprächen hab' ich Ihnen . . . schon etwas gesagt; sie werden immer mehr unterhaltend. Jetzt eben beschäftige ich mich mit Errichtung einer Republik in Griechenland; eben dieses Tischgespräch wird die Gesetze betreffen." (Brief an Gleim vom 21. Dezember 1772.) Vermutlich sind im Ardinghello (S. 387 ff.) alte (vielleicht auf 1772 zurückgehende) Aufzeichnungen verwendet worden.

[354]) Erschienen 1770, ins Deutsche übersetzt von Christian Felix Weiße (1772). Heinse erwähnt das Original im Juli 1772 (Heinse IX, 72).

[355]) Bougainville, Voyage autour du monde, ist 1771 (deutsch 1783) erschienen. Er nennt Tahiti „une nouvelle Cythère".

[356]) Vergl. Charles Fourier, Unité universelle u. andere Schriften.

[357]) Heinse III, 152, 143. Auch III, 16.

[358]) Heinse IX, 239.

keit noch weit von ihrer späteren Höhe, die wir in den Gemäldebriefen und im Ardinghello bewundern. Auch hier hat ihm erst die Kunst der alten Italiener die Zunge gelöst. Die Landschaftsschilderung in der Laidion beweist dies. Abstrakte Verschwommenheit und zwecklose Wortfülle kennzeichnen sie. Ein Beispiel: Eine „Laube, aus Jasmin, Geißblatt, Reben und noch einigen andern Stauden geflochten oder vielmehr gewachsen, ist auf einem Hügel, der sich nach und nach aus einer weiten Entfernung über die Horizontallinie unserer Sphär' erhebt. Auf dem Gipfel dieses Hügels ist ein Pommeranzenwäldchen, welches an den Grenzen der wollüstigen Gärten unsrer Göttin liegt. In deren äußersten entspringt die Quelle der Jugend; aus dieser wird ein Bach gegossen, der am Nachmittage wie Sonne schlängelnd sich den Hügel hinab durch mancherlei Büsche und Blumen windet. In der Ferne steigen hohe Bäume mit weiten schattigen Zweigen gen Himmel. Auf der Erde würden die Poeten von ihnen sagen, daß sie die Wolken stützten; aber hier oben haben wir keine Wolken . . ."[359] Man vergleiche damit die vollendeten Landschaftsbilder im Ardinghello[360] oder Heinses erste Schilderung Roms![361]

Das führt uns zum Stil des jungen Heinse. In seinen frühesten Aufsätzen (im Thüringischen Zuschauer) und in den Dialogen kann man von einer individuellen Art sich auszudrücken im allgemeinen noch nicht reden. Nur an gewissen seltenen Stellen kündigt sich sein späterer Stil frappant an. Eine Probe haben wir bereits gelegentlich gebracht.[362] Erst in der Laidion beginnt sich der wirklich Heinsesche Stil zu formen, der später im Ardinghello seine volle Originalität erreicht. Dieser Stil ist so eigenartig, daß jeder nur einigermaßen literarische Mensch unter tausend aus Romanen des XVIII. Jahrhunderts wahllos herausgerissenen Blättern das Ardinghelloblatt ohne Mühe herausfinden muß.

Der reife Heinse schreibt frisch und anschaulich. Die ungewöhnliche Plastik seiner Sprache erhält reichlich Licht und Farbe durch die Sinnlichkeit und Leidenschaft des Inhalts und durch den Enthusiasmus des Vortrags. Seine Worte atmen Rhythmus und Wohlklang. Seine Bilder glü-

---

359) Heinse III, 174.

360) Z. B. den Morgen am Gardasee (Heinse IV, 54 f.).

361) Heinse X, 139 ff.

362) S. 56.

hen. Bei der ihm eigentümlichen Assoziationslust werden Farben oft durch Töne, Musik durch Malerei, Skulpturen durch Melodien erklärt. Vielfach erhöhen kurze knappe Sätze die Lebhaftigkeit. Zuweilen ist die Konstruktion sorglos wie in der Plauderei eines Sanguinikers. Der nämliche Eindruck der gesprochenen Sprache soll offenbar durch Vermeidung des Hiatus und Tilgung der überflüssig dünkenden „e" erzielt werden. Neue zuweilen kühne Wortbildungen schaffen artistische Kontraste. Kompositionen von je zwei Substantiven oder Adjektiven sind nicht selten. Ein fast romanisches Temperament spielt mit Superlativen. Stellenweise häufen sich Adjektiva und Verba. Der gern antikisierende Satzbau erinnert an die eingesetzten antiken Schmuckstücke an den Bauten des Secento. Dieser Heinsesche Stil ist alles in allem verschwenderisch, ohne dabei überladen zu wirken: barock im besten Sinne, vermählt er Kraft und Eleganz.[363]

Von alledem läßt sich am Stil der Laidion nur wenig nachweisen. Eins ist bereits deutlich erkennbar: Heinse bemüht sich die gesprochene Sprache nachzuahmen.[364] Was insbesondere das Antikisieren[365] anbetrifft, so scheint diese Eigentümlichkeit erst einem erneuten Studium antiker Klassiker in der Düsseldorfer und römischen Zeit zuzuschreiben sein. Bekanntlich ist Sallust ein Liebling des reifen Heinse.[366] Sein Bestreben, unsre Sprache nicht nur durch neue Wortbildungen, sondern mit großer Vorliebe auch durch griechische und lateinische Konstruktionsmöglichkeiten zu bereichern, findet sich in der Laidion noch ganz selten.

XIII

Ein andrer ebenfalls gräzisierender Roman ist Plan geblieben: der „Apelles", ein griechischer Kunst- und Kulturroman. Heinse erwähnt ihn in seinen Briefen von 1773 und 74 häufig.[367] Mit dem Verzicht auf die Ausarbeitung ist der deutschen Literatur kaum mehr denn ein verunglückter

---

[363]) Vgl. Nehrkorn, S. 32—40.

[364]) Neue Wortbildungen finden sich auch in der „Laidion": „felsenherzig" (S. 36), „Seelenaugen" (S. 37), „Morgensonnenlicht" (S. 38) u. a. m.

[365]) Beispiele aus dem Ardinghello bei Nehrkorn S. 40.

[366]) Heinse V, 177—179.

[367]) Gleim-Heinse I, 150, 168, 178, 187, 194, 197, 203. II, 25, 28, 29, 50, 52.

Vorläufer des Hölderlinschen „Hyperion“ und der „Aspasia“ von Robert Hamerling mit vagen Hypothesen über die griechische Malerei verloren gegangen. Einsichtsvoll schreibt Heinse später von Düsseldorf aus an Gleim: „Das Leben des Apelles, woran Sie mich von neuem erinnern, wird wahrscheinlicherweise .... liegen bleiben .... Die Idee dazu hat den Reiz der Neuheit für mich verloren .... Lassen wir es. Wir haben Genuß genug davon gehabt in jenen seligen Augenblicken, wo wir ganz in der Phantasie unter den Griechen lebten, voll der Helden Plutarchs .... Jetzt aber bin ich ein wenig älter geworden und streiche, fern vom Parnaß, in den Labyrinthen des sündlichen Lebens der argen bösen Welt herum. Ich w e i ß nicht mehr so viel von Griechenland, als ich damals f ü h l t e. Die Geschichte seiner kleinen Republiken ist mir in Dämmerung gegangen .... Kurz, mein Dämon und meine Phantasie sind einander in die Haare geraten und jener will sich nicht mehr an dem heiligen mitternächtlichen Gefühl begnügen und Gesicht und Tag und Wort haben. Und der Himmel weiß, wie die Balgerei ablaufen wird“.[368]

Im Winter 1773—74 stellte Heinse die „Erzählungen für junge Damen und Dichter, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet“ zusammen.[369] Diese bloße Erwähnung mag genügen; die Arbeit selbst ist nichts als ein Beweis von Heinses häuslichem Fleiß und seinem Bestreben, sich etwas Geld zu verdienen.

Im Jahre 1773 hatte J. G. Jacobi, seit 1769 Kanonikus in Halberstadt,[370] angeregt durch den Erfolg des im nämlichen Jahre ins Leben getretenen Wielandschen „Teutschen Merkur“, den Plan zu einem ähnlichen Unternehmen gefaßt, das sein Publikum vornehmlich unter den Damen finden sollte. Gleim interessierte sich sofort für diesen Gedanken, wobei er insgeheim hoffte, die neue Zeitschrift könne in Halberstadt erscheinen und das Organ seines Kreises werden. Indessen betrieb Jacobi, dem die finanzielle Hilfe seines wohlhabenden Bruders in Aussicht gestellt wurde, die weiteren Vorbereitungen nicht nur, ohne Gleim einzuweihen, sondern bot auch Heinsen die Mitredaktion gegen ein Jahresge-

---

[368]) Heinse IX, 280 ff.

[369]) Erschienen Ostern 1774 (Lemgo, Meyer). Heinses Zusätze usw. sind wiedergedruckt in Heinse II, S. 316—358.

[370]) Er blieb es bis 1784.

halt von 300 Talern und ein Honorar von zehn Talern für den Bogen der zu liefernden Beiträge in der heimlichen Absicht an, ihn nach Düsseldorf zu entführen. Heinse, den das Halberstädter geistige Klima ohne Frau von Massow auf die Dauer zu wenig herzhaft dünkte, nahm ohne langes Bedenken an und unterschrieb am 29. März 1774 den Vertrag, der ihn unter anderem verpflichtete, spätestens in vierzehn Tagen mit Jacobi nach Düsseldorf abzureisen.[371] Gleim befand sich gerade auf einer Reise nach Braunschweig und Jacobi hatte diese Abwesenheit wohl berechnend benutzt, da er nicht ohne Grund befürchtete, Gleim könne Heinse beeinflussen und zurückhalten. Vor das fait accompli gestellt, machte Gleim hinterher gute Miene zum bösen Spiel.

Diese neue Zeitschrift war die „Iris". Sie begann ihr kurzes Dasein am 1. Oktober 1774, um es im ganzen auf acht Vierteljahrsbände zu bringen, die immer unpünktlicher zunächst (I bis IV) im Selbstverlage Jacobis, später (V bis VIII) bei Spener in Berlin erschienen. Die „Iris" hatte völlig den Charakter ihres Gründers, eines schlaffen weichlichen zerfahrenen sentimentalen Menschen, der zu nichts im Leben recht taugte, dabei weder Selbstbeurteilung noch eine kaufmännische Ader besaß. Heinse charakterisierte ihn durchaus richtig, als er einige Zeit später an Gleim schrieb: „Jacobi ist ein ganz unmündiger schwacher Geselle, auf den man sich in keinem Stücke verlassen darf. Iris ist ein verhudeltes Werk ohne Plan".[372] In der Tat war die Iris sehr bald nichts mehr und nichts weniger als eine der vielzuvielen moralisch-sentimentalen Revüen jener Tage.

Heinse verließ Halberstadt zusammen mit Jacobi am 11. April 1774. Über Braunschweig (wo Heinse Lessing und Zachariä kennen lernte),[373] Celle, Hannover erreichte man Düsseldorf am 13. Mai.

XIV

Damit ist Heinses Jugend zu Ende gegangen. Dem Mann gewordenen beginnt ein neuer Lebensabschnitt, der bis zum Juni 1780 reicht, das heißt bis zu dem Tage, wo er seine lang und heiß ersehnte Italienfahrt

[371]) Der Vertrag, abgedruckt im Archiv X, 380 f., band Heinse bis Ende 1775. Auf eine Verlängerung ging Heinse nicht ein; vgl. Manthey-Zorn.

[372]) Heinse IX, 271.

[373]) Heinse IX, 200.

antreten durfte. Diese sechs Jahre geleiten ihn unter gänzlich neuen und mannigfachen Einflüssen auf die Vorstufe seiner ihm alsdann unter der Sonne des Südens zuteil gewordenen Vollendung als Mensch und Künstler. Die Literaturgeschichte rechnet ihn von 1774 ab unter die Stürmer und Dränger. Wenngleich sich Wilhelm Heinses Bedeutung, soweit er heute noch nachlebt und nachwirkt, mit der schlecht und recht unter jenes Schlagwort gezwängten Tendenz der 70er und 80er Jahre des XVIII. Jahrhunderts längst nicht mehr deckt und sich auch zu seinen Lebzeiten niemals völlig gedeckt hat, so sei diese Studie im traditionellen wie symbolischen Sinne doch von dem Tage begrenzt, an dem der nunmehr 29 jährige Heinse zum ersten Male dem berühmtesten Stürmer und Dränger die Hand reichte: Wolfgang Goethe.

Die erste persönliche Zusammenkunft fand in Düsseldorf am Donnerstag den 21. Juli 1774 statt.[374] Goethe war früh angekommen, um Fritz Jacobi aufzusuchen; da er ihn aber nicht antraf, eilte er nach Pempelfort, dem Jacobischen Landgute, hinaus, wo sich beide kennen lernten und Freundschaft schlossen. Jacobis Frau, Betty, die Goethe bereits kannte, war verreist. Am Tage darauf suchte Goethe Jung-Stilling in Elberfeld auf. Am 23. kam auch Johann Georg Jacobi nach Düsseldorf. Man benutzte den Sonntag, um frühzeitig einen Ausflug nach dem Schlosse Bensberg zu unternehmen: Goethe, Heinse und die beiden Jacobi. Nach Tisch erreichte man Köln. „Unser erstes Geschäft war", erzählt Johann Georg Jacobi in seinem Tagebuche, „ein Gemälde von Rubens in der Sankt Peterskirche aufzusuchen. Es stellt die Kreuzigung des heiligen Petrus vor . . . Von hier ließen wir uns in die ehemalige Wohnung der Familie von Jabach führen und besahen in einem gewölbten, gleich einer Kapelle gebauten Gemache eine Schilderung von Lebrun, worauf die Familie abgebildet ist. Häusliche Glückseligkeit und herzliche Liebe ist in den Gesichtern des Vaters und der Mutter . . . Die beste Zierde des Jabachischen Gartens waren antike Urnen. Übrigens war die Anlage desselben voll Einfalt und edel.[375]

---

[374]) Rödel (S. 78) verlegt diese Begegnung nach Köln.

[375]) Goethe schreibt am 21. 8. 174 an F. H. Jacobi: „Ich wünschte, Rost [Heinse] regalierte mich mit einem Märchen, dessen Stoff wollüstig wäre, ohne geil zu sein, . . . ohne Wielandische Mythologie, id est ohne Hippiasse und

„Nun kehrten wir in unsern Gasthof zurück, wo Goethe uns in der Dämmerung altschottische Romanzen voll wahren Gefühls der Natur, mit Geistererscheinungen vermischt, in einem unübertrefflichen Tone dergestalt hersagte, daß wir bei den letzteren ohne falsche Nebenempfindung der Kunst so wahrhaftig zusammenfuhren, so im Ernste bange wurden als ehemals in unseren Kinderjahren, wenn wir den abenteuerlichen Geschichten unsrer Wärterinnen von ganzer Seele, mit allem möglichen Glauben daran, zuhörten.

„Unsre Abendmahlzeit war fröhlich. Wir sahen nicht weit von uns den Rhein, den der Mond versilberte und dessen Geräusch in der Stille der Nacht etwas feierliches hatte. Das Ende dieses Tages sollte so schön als der Morgen sein."[376]

Heinses begeisterte Worte sind allbekannt: „Goethe war bei uns, ein schöner Junge von 25 Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und und Kraft und Stärke ist; ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer und Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo . . ."[377]

Jung-Stilling, der diese gemeinsamen Tage Goethes und Heinses miterlebte, hat Heinsen mit ein paar anschaulichen Worten skizziert: „Man denke sich ein kleines junges rundköpfiges Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter gerichtet, mit schalkhaften hellen Augen und immer lächelnder Miene. Er sprach nichts, sondern beobachtete nur.[378] Seine

---

Danaen, die ich sehr müd' bin, und ohne Allusion auf alte Schriftsteller. Tät das Rost, würd's mich sehr freuen. Sag's ihm doch. Dagegen woll' er sich auch was in meiner Dichtart und Kraft vorstellen, das er gerne von mir sähe. . . . Schick' mir doch Rosts Brief an Werthes über Jabachs Garten." (Goethe, Weimarer Ausgabe IV, 2, S. 188 f.)

[376]) Nach dem ungedruckten Original im Besitze des Herrn Amtsrichters Fritz Jacobi in Sulzbach (Saar).

[377]) Heinse IX, 225. Die zwischen Goethe und Heinse 1774 und 1775 gewechselten Briefe sind verloren gegangen. (Vgl. Literatur unter Nr. 12 und Grisebach S. 94.)

[378]) Heinse war sonst gewöhnlich in Gesellschaft durchaus nicht still. Goethe schildert ihn 1792 inmitten des Pempelforter Kreises: „Heinse, mit zur Familie [Jacobi] gehörig, verstand Scherze jeder Art zu erwidern. Es gab Abende, wo man nicht aus dem Lachen kam." (Goethe, Weim. Ausg. XXX, 204.) Vgl. auch Anmerkung 308.

ganze Atmosphäre war Kraft der Undurchdringlichkeit, die alles zurückhielt, was sich ihm nähern wollte."[379]

[379]) Johann Heinrich Jung gen. Stilling, Lebensgeschichte, (Sämtliche Schriften, Stuttgart 1835, Bd. I, S. 325). Stilling mochte Heinse nicht besonders leiden, weil ihn dieser wegen seiner Frömmelei zu necken pflegte. (Ebenda S. 322.) Heinse führt in Stillings Erinnerungen den Decknamen „Juvenal".

Inhaltsübersicht

Von demselben Verfasser sind erschienen:

im Verlage von Eugen Diederichs in Jena:

de Stendhal (Henry Beyle), Ausgewählte Werke,
Über die Liebe (De l'Amour),
Bekenntnisse eines Egoisten, autobiographische Fragmente,
Die Kartause von Parma, Roman, 2 Bände;

im Inselverlage, Leipzig:

Heinrich Leutholds Gedichte, nach den Handschriften wiederhergestellt (1910),
H. de Balzac, Kusine Bette, Roman (Ausgewählte Werke Bd. XII);

im Verlage von Georg Müller in München:

Die Liebesbriefe des Fräuleins von Lespinasse. Mit einer Einleitung von Wilhelm Weigand,
Ausgewählte Briefe Stendhals. Mit einer Studie über die Entwicklung Henry Beyles;

In Vorbereitung:

Leben und Lieben in den Salons des Rokoko. Ausgewählte Schilderungen aus zeitgenössischen Briefen und Memoiren. Mit einer Einleitung von Wilhelm Weigand,
Balzacs Schwankbuch. (Les Contes drôlatiques) Frei nacherzählt. Mit Fragmenten aus dem Nachlasse von J. O. Bierbaum,
Theophil Gautier, Mademoiselle de Maupin, Roman.



Berichtigungen.

Seite 19, Zeile 2 v. unten (im Text): „Stich" statt „Strich".
Seite 22, Zeile 4 der Anmerkung: „höheren" statt „öheren".
Seite 35, Zeile 10 v. oben: „Wiederversteher" statt: „Wiedersteher".
Seite 65 gehört die oberste Zeile, beginnend „Ideale . . ." nach unten als letzte.
Seite 76, letzte Zeile der Anmerkung: „l'esprit" statt „'esprit".
Seite 77, Zeile 3 der Anmerk.: „F. H. Jacobi" statt „J. H. Jacobi".
Seite 100, Zeile 12 der Anmerk.: „in den Julitagen" statt „in Julitagen".
Seite 115, Zeile 11 v. oben: „28jährige" statt „29jährige".



M. Adam
geboren in
ld. ab 1546 erster protestan
zu Rön
gestorben 16. 1. 1

Christine
ifeld. verw. Bo

× 23. 2. 1574.

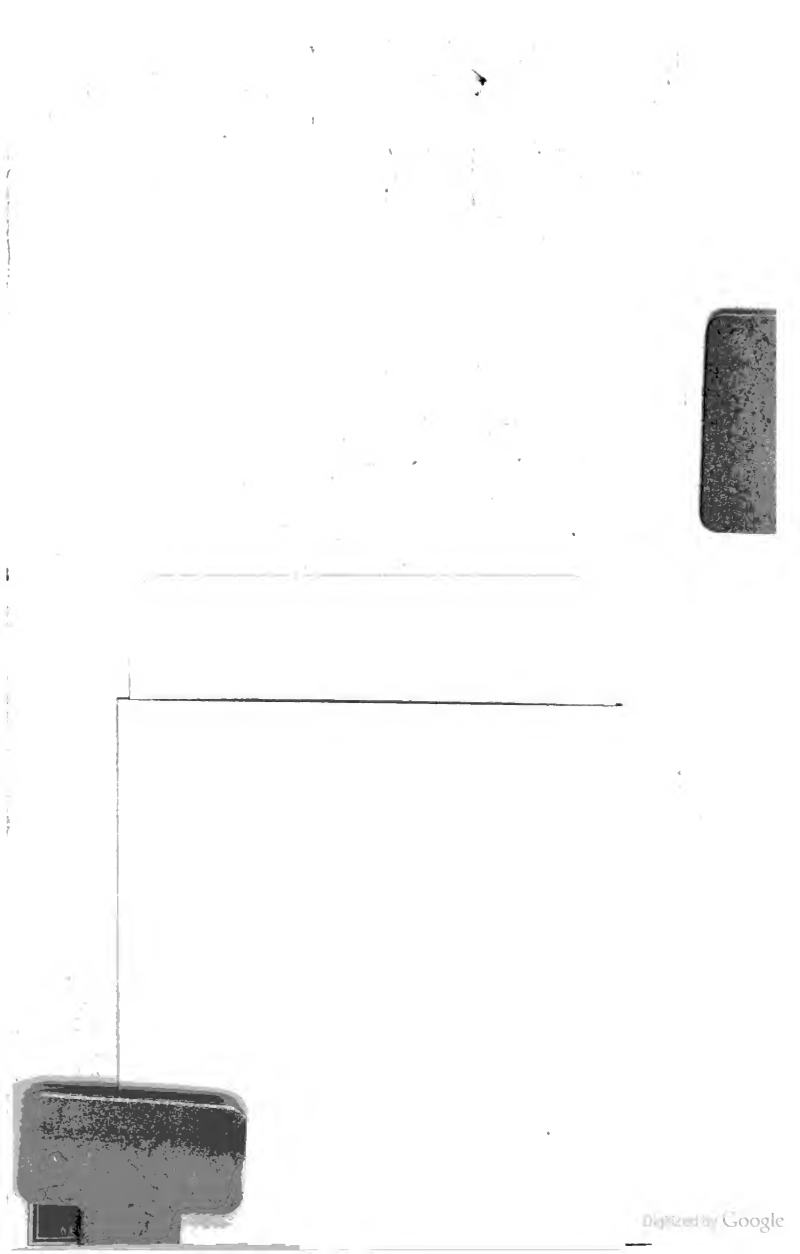
Johannes Musaeus,
. 2. 1582 bis 20. 2. 1655,
605—1612 Pfarrer in Ilmenau,
12—1630 Pfarrer in Langewiesen,
Pfarrer in Dannheim (bei Arnstadt),
gestorben in Dannheim.

E
geboren
gestorben

1631.

Schultheiß mmermann,
m. 27. 9. 1712 in Langewiesen.

Jo × 23. 10. 1706.
eb. 17. 5.
gest. arbara Katharine Jahn,
Bür Langewiesen, gest. 4. 12. 1788 in Langew




89017627779
b89017627779a
Digitized by Google